

Vergißmeinnicht
1914

12 (1914)

Vergiſſmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

32. Jahrgang.

Nr. 12.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
getanzt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Güsten der armen
Heiden in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergiſſmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Der Dorn.

Köln a. Rh.
Dezember 1914.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergiſſmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergiſſmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Der Engel der Weihenacht.

Heute tönen die ehernen Jungen
Auf ganz besondere Art:
Es ist ein Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart!

Es ist ein Licht erglossen
Wohl in der tiefsten Nacht,
Das Heil ist niederkommen,
Das alle selig macht. — —

Nun wandern durch Gäßchen und Gassen
Die Engel von Haus zu Haus,
Ist keines so verlassen,
Sie spüren es dennoch aus.

Und füllen die Hände der kleinen,
Und bringen himmlische Mär',
Und trösten, die da weinen
Und denen das Herz schwer . . .

Die Lichter am Baume schwelen
Und geben würzigen Hauch,
Ihr Duft umzittert die Seelen
Wie göttlicher Opferrauch.

Wir werden zu Kindern wieder,
Die selig vom Traum erwacht,
Und singen die alten Lieder,
Die Lieder der heiligen Nacht.

Die Lieder, die längst verklungen,
Weil das Leben so rauh und hart. — — —
Es ist ein Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart.

Gertrud Triepel.

Einkleidung und Profeß in unserm Missions-
hause „St. Paul“.

Am Feste Maria-Geburt d. J. hatten wir in unserm Missionshaus wieder ein schönes Familienfest. Es erhielten nämlich am genannten Tage zwei Brüder-Postulanten das hl. Kleid, während ein Priesteramtskandidat und zwei Brüder-Novizen ihre ersten Gelübde ablegten. Die Feier fand in unserer neuen Kapelle statt und verlief in gewohnter schöner Weise.

Die Zahl der Einkleidenden sowohl, wie die der Professen wäre eine größere gewesen, hätte nicht der große, schwere Krieg seine Schatten auch in unser stilles Missionshaus geworfen. Mehr als zwanzig unserer Novizen, Postulanten und Studenten, selbst ein paar Brüder, die schon längst Profeß gemacht hatten, wurden einberufen und stehen nun im Feld. Möge die göttliche Borsehung sie huldvoll beschützen und alle glücklich und wohlbehalten wieder in unsere Mitte zurückführen! In dieser Meinung verrichten wir außer den vom H. H. Bischof vorgeföhrenen Gebeten jeden Abend mit einander die Allerheiligen-Ditanei.

Der weitere Ausbau unseres Missionshauses steht unter diesen Umständen natürlich still, wie auch in Mariannhill vorläufig alle Bauten eingestellt sind, denn auch dort haben sie schwer unter den Folgen des Krieges zu leiden. Ein nennenswerter Zuwachs an Postulanten und Studenten ist vorläufig auch nicht zu erwarten, doch wir wollen nicht klagen, sondern in Demut annehmen, was uns der Himmel schickt und inzwischen auf bessere Tage hoffen. Da pacem Domine, gib Friede, o Herr, in unseren Tagen, denn es ist kein anderer, der für uns kämpfe, als du, unser Gott!

Uranfänge von Mariannhill.

Vom Hochw. P. Anselm Scotni, R. M. M.

Mariannhill. — Es war am 27. Dezember 1883, ungefähr um 1/211 Uhr vormittags, als wir mit Sack und Pack von Pinetown her in Mariannhill einmarschierten. Zwei deutsche Farmer von New-Germany hatten uns zwei Wagen zur Verfügung gestellt, um das

schwere Gepäck zu transportieren. Als wir unsere Lasten abgelegt und von einem der Wagen den Reisaltar heruntergenommen hatten, knieten wir auf dem Mariannhiller Boden nieder, auch unser ehrenwürdiger Oberer, P. Franz Pfanner, der tags zuvor eingetroffen war.

Wir beteten das Miserere, darauf drei Pater, Ave und Gloria zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit und küßten dreimal den Boden. Nachdem feierte P. Franz das Opfer der hl. Messe ungefähr an der Stelle, wo sich heute unser Kapitelsaal befindet.

Nach der heiligen Messe nahmen wir eine kleine Stärkung zu uns, denn wir hatten keine Zeit gehabt, solches zu tun, als wir früh am Morgen den Bluff bei Durban verließen. Dort hatte ein jeder vollaus zu tun, den Teil des Gepäckes, das er tragen sollte, in Ordnung zu bringen. Es galt ja, an der Umbilo-Station rechtzeitig einzutreffen. Damals ging die Bahn nicht so regelmäßig und die Züge gingen nicht weiter als bis Gilliz. Da, wir trugen selbst unsere Lasten, weil wir kein Geld besaßen, um Gepäckträger zu dingen. Es fehlte uns sogar das nötige Geld, Nahrungsmittel zu kaufen.

Nach unserer Stärkung machten wir uns daran, die schweren Kisten von den beiden Wagen abzuladen und in einer Linie hinter dem Altare, der auf zwei Kisten ruhend sechs volle Wochen an derselben Stelle blieb, aufzustellen. Vor dem Kruzifix, das auf dem Altare stand, hielten wir täglich unsere Betrachtung und beteten wir unser Officium, gerade wie heute, aber nicht unter dem schützenden Dach einer geräumigen Kirche und in schön gearbeiteten Chorstühlen, sondern auf dem Grasboden, unter dem weitgespannten Himmelsgewölbe.

Um unsere Gepäckstücke vor Regen zu schützen, überließ uns ein Deutscher gegen angemessene Bezahlung eine große Wagendecke. Sie wurde über die Kisten gespannt. Dorthin flüchteten wir uns an regnerischen Tagen, um unsere nächtliche Ruhe zu nehmen. Bei schönem Wetter schliefen wir unter Gottes freiem Himmel. Strohsäcke gab es keine, dagegen Tausende von Zelten, die sich in unfern Habiten häuslich niederließen und uns das Blut abzapften. — Das Schlimmste war die Ruhr. Wer davon ergripen wurde, konnte was erzählen! Bei manchen gesellte sich noch ein heftiges

Fieber dazu. Bruder Fidelis hatte nicht selten über 42 Grad Höhe. Ich selbst war Krankenpfleger und hatte nebenbei auch noch die Sakristei zu besorgen, doch diese machte mir in illo tempore nicht viel Trubel, weil eben fast nichts an Paramenten da war.

Von andern Nöten und Armutseligkeiten und von dem Hunger, den wir leiden mußten, will ich lieber schweigen. Manche würden wohl unglaublich darüber lächeln; wir haben damals nicht gesiecht, sondern ruhig gesessen.

Weihnachten auf einer Missionsstation.

Kevelaer. — Hier ist es Brauch, daß an Weihnachten, Ostern und Fronleichnam alle Gläubigen von den Außenstationen heranpilgern, um diese hohen Festtage auf der Station zu feiern. Das hl. Weihnachtsfest hatte auch heuer alle Gutgejünnten nach Kevelaer gelockt. Inewadi, das am weitesten entfernt liegt, stellte die meisten Besucher. Nur einige Kranken waren gezwungen, daheim zu bleiben. P. Gereon hatte 14 Tage vorher dort 141 hl. Beichten gehört. Gewiß eine stattliche Zahl für eine Außenstation.

Trotzdem war der Andrang dieser Leute nach 14 Tagen wieder groß zu nennen, so daß am hl. Abend der Beichtstuhl bis fast 10 Uhr nachts belagert war. Auch die andern Außenstationen: Umkomazi, Ingeceliswa, Lurana und Mjila waren stark vertreten, so daß unser Kirchlein die Andächtigen nicht fassen konnte. Am hohen Festtage zelebrierte P. Gereon das feierliche Mitternachtshochamt, wobei unsere Brüder und Schwestern ihre Herzen zur Krippe machten, um das liebe Jesukind darin aufzunehmen. Bei der Frühmesse gegen 5 Uhr kommunizierten die Christen in schönster Ordnung. Es war wohl keine einzige Person zugegen, die nicht zum Tische des Herrn ging. Beim 2. Amt um 10 Uhr war der Zudrang zur Kirche so groß, daß viele keinen Platz fanden. Glücklicherweise gestattete das Wetter, im Freien zu verweilen und dem hl. Opfer von dort zu folgen.

Nachdem der Festtag in schönster Harmonie unter Spiel und Gesang verlaufen war, stand für die Schul Kinder, Käthechen und Arbeiter die Bescherung statt. Süße Brötchen waren gleichwie bei der Brotvermehrung so reichlich vorhanden, daß auch fremde Kinder damit bedacht werden konnten. Wenn auch die Geschenke klein waren, so gab es doch nur freudige, dankfüllte Herzen, die in frohen Liedern ihre Weihnachtsstimmung fanden. Nachdem am 2. Weihnachtstage wohl die meisten sich nochmals mit ihrem lieben Heiland in der hl. Kommunion vereinigt hatten, ging es ans Abschiednehmen, viel zu früh für die Kinder, welche sich vom Christbaum und der kleinen Krippe nicht trennen wollten. Doch nach und nach pilgerte man wieder der lieben Heimat zu.

So eine Zusammenkunft der Gläubigen auf der Hauptstation stärkt wieder manche im Glauben, zieht andere an, die noch ferne, nur aus Neugierde zuzuschauen gewohnt sind, und führt sie zum wahren guten Hirten.

Das gute Beispiel, der zahlreiche Empfang der heiligen Sakramente und das treue Zusammenhalten zur Gemeinde wirkt ungemein auf das Gemüt des einzelnen, sowie für den guten Fortgang der Mission.

Möge der liebe Gott die eisfrigen Seelen mit ihrem Hirten segnen!

P. Eligius, R. M. M.

Unsere Missionsstation „St. Anton“ am großen Ibißi.

Vom Hochw. P. Albert Schweiger, R. M. M.
(Schluß.)

Lourdes. — Ich selbst kam Samstag, den 10. Januar 1914, zum erstenmal nach „St. Anton“, um Tags darauf den sonntäglichen Gottesdienst abzuhalten. Einer unserer schwarzen Lehrer, der von dort gebürtig ist,



diente mir als Führer. Ich ging um so lieber hin, weil mir von Seelands her die Xosa-Sprache geläufiger war als das Zulu, denn in jener Gegend am großen Ibißi wird mehr Xosa als Zulu gesprochen.

Als wir im Laufe des Nachmittags dort ankamen, war schon eine Menge von Christen und Käthechen versammelt, uns zu empfangen. „Hier ist ein dankbares Arbeitsfeld“, dachte ich mir, und fühlte mich unter den guten Leutchen sofort heimisch. Sie selbst betrachteten mich natürlich auch mit gar neugierigen Augen und einige alte Mütterchen flüsterten einander zu: „Yena ung' umfundisi wetu na? Ist das unser Missionar? Sieh', wie jung er noch ist!“ — Seitdem haben sie mich schon gut kennen gelernt, denn so oft ich nach „St. Anton“ komme, eilen sie schon am Vorabend des betreffenden Sonntags von allen Seiten zusammen, mich zu begrüßen. Ich nütze dann die Gelegenheit zum christlichen Unterricht aus und pflege nebenbei die Kinder und jungen Leute auch im Singen praktisch zu üben. Überhaupt an Arbeit fehlt es dort dem Missionar nicht. Kommt er Samstag nachmittags oft wie in Schweiß gebadet bei seinem schwarzen Völkchen an, so hat er, eine kurze Nachtruhe abgerechnet, bis zum nächsten Tag mittags 12 Uhr fortwährend zu tun; denn alles wartet auf den „Baba“; der hat dies Ansiegen, der

jenes, der eine ein privates, geistiges, der andere ein öffentliches, materielles, und der Missionar muß in der Tat trachten, mit dem Apostel allen alles zu werden. 1. Kor. 9, 22.

In „St. Anton“ führt noch die heilige Armut das Szepter. Kapelle und Wohnzimmer des Missionars ist eine gewöhnliche runde Kaffernhütte, wie man sie oft im „Bergizmeinnicht“ abgebildet sieht, nur hat sie als besondere Auszeichnung zwei Türen und zwei Fensterchen, und im Innern gibt es außer einem primitiven Altärchen und einigen Bänken einen Tisch und Stuhl und auch ein Bett. Doch werden leitgenannte Gegenstände vor Beginn der hl. Messe herausgeschafft. Natürlich ist das Ganze viel zu klein. Beim Gottesdienst, den ich vielfach ohne einen Ministranten feiern muß, ist nicht nur die ganze Hütte gedrängt voll von Leuten, so daß ich mich am Altar oft kaum mehr rühren kann, sondern eine Menge Volkes steht noch außerhalb im Freien, heute im Regen und morgen in der afrikanischen Sonnenhitze. Aber alle miteinander folgen mit größter Aufmerksamkeit den kirchlichen Zeremonien und beteiligen sich, soweit es eben geht, an den gemeinsamen Gebeten und Gesängen. Aus diesem Grunde pflege ich, wenn die Witterung es nur irgendwie erlaubt, Predigt, Unterricht und die öffentlichen Versammlungen im Freien, unter dem Schatten einiger Bäume abzuhalten, wobei sich dann das Volk gemütlich auf der Mutter Erde lagern kann. So ein primitiver Gottesdienst im Missionsland hat doch etwas Schönes und Erhabenes an sich und entbehrt keineswegs der Poesie und einer eignümlichen Romantik. Ich beneide da wahrlich den Domprediger, der in der bischöflichen Kathedrale ein ausgerleenes Publikum um seine Kanzel versammelt sieht, nicht; nein, ich bin vollkommen zufrieden, wenn ich da meine lieben Schwarzen um mich versammelt sehe, diese urwüchsigen Naturkinder, die mich mit ihren großen, schwarzen Augen so treuherzig ansehen und mir gleichsam jedes Wort vom Munde ablesen. Wahrlich, da kann man so ganz aus innerstem Herzen zu den Leuten reden, und das rechte Wort ergibt sich hier von selbst. Man fühlt sich als den Sämann des Wortes Gottes, und weiß, daß der Same auf gutes, empfängliches Erdreich fällt.

Ja, diese schwarzen Neuchristen sind guten Willens. Da sie selber einsehen, daß so ein Areal für ein Gotteshaus durchaus unwürdig und auch für die sich beständig mehrenden Christen und Katechumenen viel zu klein sei, taten sich etwa 20 Männer zusammen und beschlossen, eine größere und schönere Kapelle zu bauen. Sie wird, bis diese Zeilen im „Bergizmeinnicht“ erscheinen, schon im Gebrauch sein. Das neue Kirchlein steht auf einem schönen freien Platz und ist bei einer Breite von 8 Meter 25 Meter lang, wovon aber für die Wohnung des Missionars 4 Meter abgezogen werden müssen. Die Höhe gleicht der eines gewöhnlichen einstöckigen Hauses. Sie ist aus Fachwerk und Lehm gebaut, mit langem Sumpfgras gedeckt und hat einen Boden aus gestampftem Lehm, der der Landesfritte gemäß jeden Samstag frisch mit Kuhdung überstrichen wird. Die zwei Türen und die acht Fenster wurden von Lourdes geliefert, desgleichen die innere Ausstattung, die allerdings noch viel zu wünschen übrig läßt. Die genannten 20 Männer trugen sich mit dem Plan, die Kirche mit einem Bretterboden oder mit einem Boden aus Bruchsteinen und einem Zementbelag zu versehen, doch ich selbst riet ihnen davon ab. Beides wäre hierzulande viel zu teuer ge-

kommen — kam ihnen doch das Kirchlein in seinem jetzigen Zustande schon auf 35 Pfund Sterling oder 700 Mark zu stehen — und dann wäre ein Zementboden für die Winterszeit, zumal für die Frauen und Kinder, die nur selten Schuhe tragen, viel zu kalt.

Ja, wenn die leidige Geldfrage nicht wäre! Dann würde ich einen anderen Vorschlag machen, nämlich den: Die soeben gebaute Notkirche in eine Schule zu verwandeln. Dafür würde sie sich ganz vorzüglich eignen, und an Schülern fehlte es hier auch nicht, im Gegenteil, eine Schule würde hier zu den schönsten Hoffnungen berechtigen, Katholiken und Protestanten, Heiden und Katechumenen würden ihr Kontingent dazu liefern, und unsere Mission in „St. Anton“ würde dadurch einen mächtigen Stützpunkt gewinnen. Für den Lehrer allerdings und seinen Gehalt müßten die dortigen Einwohner selbst aufkommen.

Wäre in solcher Weise die Schulfrage gelöst, dann würde ich raten, neben der Schule zu Ehren des hl. Antonius ein solides, mit Wellblech gedecktes und mit einem schmucken Türmchen geziertes Missionskirchlein zu bauen. Damit würde für die dortige Mission eine ganz neue Epoche anbrechen, die Zahl der Christen und Katechumenen würde sich gewaltig steigern, und es wäre damit zugleich ein Vorposten geschaffen zur Eröffnung einer Mission im benachbarten Pondoland.

Wir selbst können das allerdings nicht leisten, und die schwarzen Eingeborenen noch viel weniger, es fehlen ihnen dazu alle Mittel; allein, vielleicht röhren diese Zeilen den einen oder andern aus der Zahl unserer geehrten Leser und Leserinnen. Der große hl. Antonius zählt sonst zu den beliebtesten Heiligen, die Macht seiner Fürbitte ist allbekannt und wird viel angerufen. Daher die bescheidene Anfrage: ist niemand da, der zu einem würdigen Missionskirchlein in „St. Anton“ ein Scherlein beitragen möchte? Für jede, auch die kleinste Gabe jagen wir im Namen des hl. Antonius zum voraus ein herzliches „Bergelt's Gott!“

Zum Schlüsse noch die Bemerkung: Da es in der großen Mariannhiller Mission mehrere Außenstationen gibt, die dem hl. Antonius von Padua geweiht sind, so wolle man bei etwaigen Geldsendungen beifügen, der betr. Betrag sei für die Außenstation „St. Anton“ am großen Ibi bei Lourdes bestimmt.

Domine, da mihi animas!

Vom Hochw. P. Florian Rauch, R. M. M.

Mariatrost. — Anfangs Januar 1914 kam Bernard, mein schwarzer Katechet, zu mir mit der Meldung, Pongwazana, eine bekannte Wahrsagerin, sei bedenklich erkrankt. „Doch sie ist eine Zauberin,“ fügte er bedenklich bei, „und da ist nichts zu machen. Ich getraue mir gar nicht, zu ihr zu gehen; es wäre auch nutzlos, denn von Taufe und Bekehrung dürfte ich doch nicht mit ihr reden.“

So mein Katechet. Ich gestehe, seine Neuerungen gefielen mir schlecht, sagte aber vorläufig nichts als: „Wir werden schon sehen.“ —

Am nächsten Tag ging ich zu Fuß nach Pongwazanas Hütte, die nicht sehr weit von unserer Missionsstation entfernt ist. Kaffrischer Sitte gemäß wird der Eintretende zuerst begrüßt. Hier wartete ich vergebens auf einen Gruß. Die Kranke, der schon das Todesurteil aufs Gesicht geschrieben war, sprach kein Wort und wandte sich unwillig von mir ab. Das machte mich

natürlich nicht irre, sondern bestimmte mich nur, sie dem gewöhnlichen Verfahren zum Troß, zuerst zu grüßen.

„Sakubona, ich habe dich gesehen,“ sprach ich so gelassen wie möglich. „E, Sakubona!“ kam es nun kalt und trocken von ihren Lippen zurück.

Immerhin ein kleiner Erfolg; das Band der Bunge war gelöst. Ich fing nun an, mich über ihre Krankheit zu erkundigen, was ihr wohl eigentlich fehle, wie lange sie schon frank darniederliege, welchen Doctor sie habe usw. Pongwazana beantwortete jede meiner Fragen mit ein paar dünnen Worten, fügte dann aber zum Schluß bei: „Keine Arznei hat mir bis jetzt geholfen; ich gehe dem Tode entgegen.“

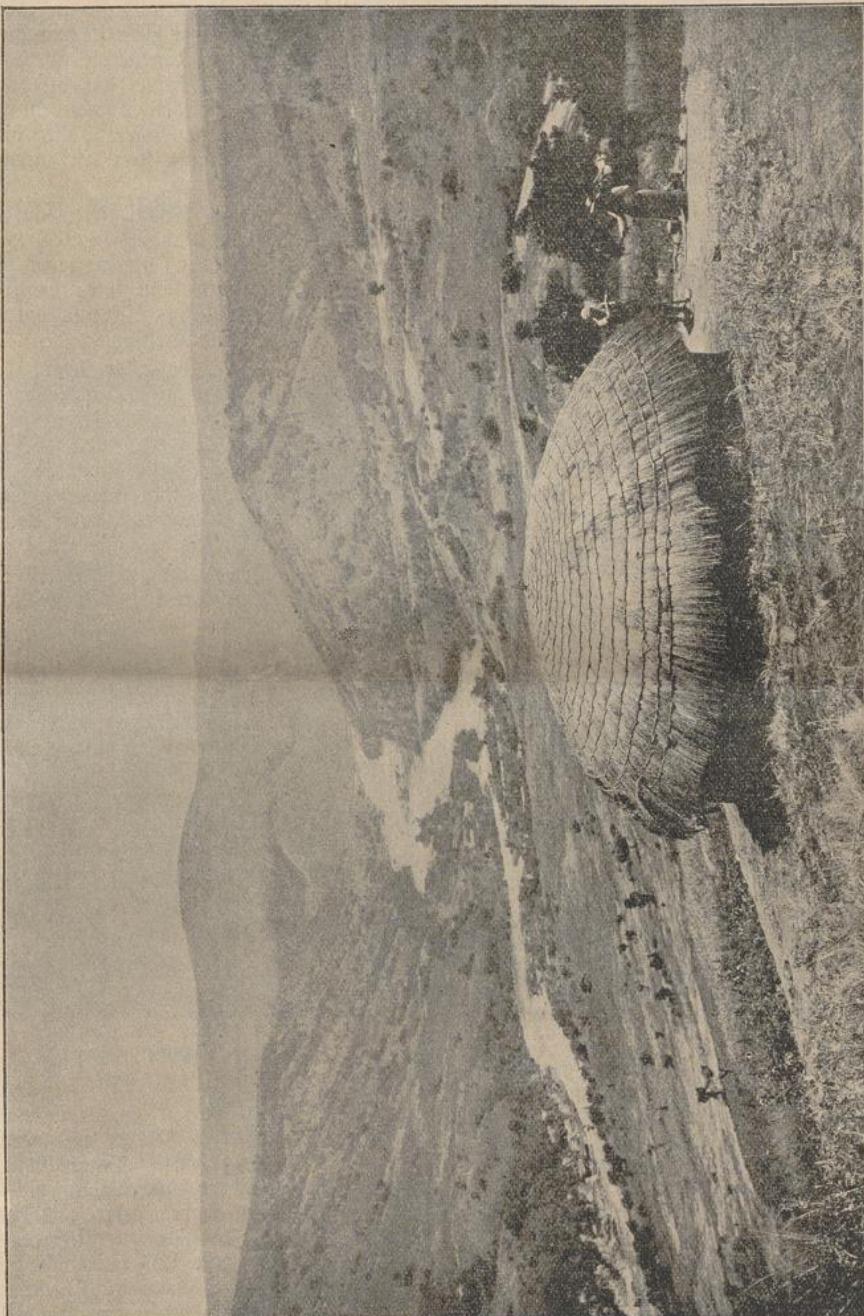
Dieser Satz gab mir willkommene Gelegenheit, ihr mit Ernst ins Gewissen zu reden. Ich sprach über ihr vergangenes Leben, über das unsaubere Handwerk, das sie als Zauberin und Wahrsagerin getrieben, sprach von dem allwissenden, heiligen und gerechten Gott und von der Rechenschaft, die er in Bälde von ihr fordern würde, sprach von Himmel und Hölle und der schrecklichen, kein Ende nehmenden Strafe, die dort drüben auf den unbüßfertigen Sünder warte.

Pongwazana hörte mir lange Zeit stillschweigend zu; endlich sagte sie: „Ich danke dir für diese Belehrungen, glaube auch alles, was du sagst, allein ich muß noch länger darüber nachdenken. Sollte es schlimmer mit mir werden, so will ich dich rufen lassen.“

Diese Zusage genügte mir für heute und so trat ich ziemlich befriedigt den Rückweg an. Ich wußte, Gottes Gnade begann in dieser Seele zu wirken. —

Schon nach zwei Tagen kam ein Bote mit der Bitte, ich möchte sofort zu Pongwazana kommen, sie verlange

gar sehr nach der hl. Taufe. Ich säumte natürlich keinen Augenblick und machte mich sofort auf den Weg, obwohl es bereits dunkel war und ein schweres Gewitter am Himmel stand. Heute hatte ich leichtes Spiel; die Kranke war total verändert. Sie hatte schon alle ihre



Südfranzösisches Landschaftsbild. (Im Unfamilia-Fluß bei Mariatrost.)

Zaubermittel beiseite gejaßt und ihre Sache geordnet, so daß ich nach kurzer Vorbereitung zum Taufakt schreiten konnte. Ich gab ihr dabei, um ihre Seele dem besonderen Schutz der allerseligsten Jungfrau zu empfehlen, den Namen Maria. Ihr Mann und ihre Kinder waren auch alle zugegen und benahmen sich in höchst anständiger Weise.

Das war Freitag, den 16. Januar 1. J., abends 9 Uhr. Am darauffolgenden Montag hauchte sie still und friedlich ihre Seele aus und wurde der großen Hölze wegen noch am gleichen Tage auf dem heiligen Friedhof begraben. Ich dankte dem lieben Gott für diejenen Seelenfang, denn die Befahrung einer Wahrsagerin ist eine selte Sache.

Und dennoch sollte bald eine zweite, ganz ähnliche Befahrung erfolgen. Er handelte sich diesmal um ein Mädchen von etwa 25 Jahren, das schon den ersten Prozeß der heidnischen Wahrsagekunst durchgemacht hatte, aber noch nicht vollständig in dieses dunkle, spezifisch heidnische Treiben eingeweiht war. Sie hieß Lakepi und litt seit längerer Zeit an Schwindel.

Montag, den 26. Januar 1914, kommt ihr Bruder zu mir und meldet: „Meine Schwester ist schwer krank, unsere Doktoren haben sie schon aufgegeben, sie aber bittet den Umsundi der Alma-Roma (katholischen Missionar), daß er komme und sie tauft, denn sie will als Christin sterben.“

Nichts konnte mir lieber sein, als diese Botschaft. Ich eilte zur Kranken und fand, daß ihr Bruder die volle Wahrheit gesagt habe. Lakepi war krank, schwer krank, doch milde und willig wie ein Kind. Da hatte ich leichte Arbeit; sie verschlang gleichsam jedes meiner Worte, namentlich, wenn ich von der Liebe und Erbarmung unseres göttlichen Erlözers sprach. Auch von Seiten der heidnischen Eltern gab es nicht den geringsten Widerstand, obwohl sie mir versicherten, ihre Tochter wäre in Wälde zur Isangoma (Wahrsagerin) ausgebildet worden, was sie offenbar für etwas Großes hielten.

Das Mädchen entzog dem heidnischen Abeglauben und allem Teufelsdienst und gab sich ganz dem lieben Gott hin. Da sie in allem den denkbar besten Willen befandete und ihr Zustand einen längeren Aufschub nicht ratsam erscheinen ließ, erteilte ich ihr ohne Bedenken die heilige Taufe. Ich gab ihr ebenfalls den Namen Maria. Ihre Augen leuchteten auf vor Freude und sie fand keine Worte, dem lieben Gott für diese Gnade zu danken. Ruhig und gesetzt sah sie fortan ihrer Auflösung entgegen, die am 10. Februar 1914 erfolgte. Maria hatte noch die letzte Oelung und den Sterbeablaß empfangen und von ihren Angehörigen rührenden Abschied genommen. Ihre letzten Worte waren: „Wenn ich zum lieben Gott in den Himmel komme, werde ich für euch alle beten.“

Das Sprichwort sagt, aller guten Dinge sind drei, so auch hier; zwei Wahrsagerinnen hatte ich kurz nacheinander für unseren heiligen Glauben gewonnen, ihnen sollte sich in Wälde eine dritte zugesellen. Es war dies die beinahe 90 Jahre alte, weit und breit als Hexe gefürchtete Helehele. Sie wohnte hoch oben am Entimbankula-Berg, wo ich ihr eines Tages unangemeldet einen Besuch abstattete.

Ich muß gestehen, ihr Blick hat etwas Teuflisches an sich, was mich aber keineswegs abschreckte, ihr gehörig die Wahrheit zu sagen. Ich sagte ihr offen ins Gesicht, daß ich ihre ganze Wahrsagerie für einen Schwindel halte. „Ein katholischer Priester,“ fuhr ich fort, „hat eine ganz andere Macht, mit der sich deine angebliche schwarze Kunst bei weitem nicht messen kann.“

Helehele stutzte. Sie meinte, so kühn habe noch niemand mit ihr gesprochen. Ich aber begann nun auf ihr hohes Alter und ihr baldiges Ende hinzuweisen. „Was hast du,“ fragte ich sie, „nach deinem Tode als

Lohn für all deinen Schwindel und Teufelsdienst zu erwarten? Siehe, der große, heilige und gerechte Gott fordert strenge Rechenschaft von uns allen, besonders streng aber wird er einst mit den Isangomas, den Zoubereern, verfahren; eine furchtbare Höllenstrafe wartet ihrer, falls sie in ihren Sünden dahinsterben. Doch der liebe Gott ist auch gnädig und barmherzig und verzeiht all denen, die sich aufrichtig zu ihm bekehren. Benütze die kurze Zeit, die du noch hast und nimm ein Beispiel an deiner früheren Kollegin, der alten Malusana, die auch viele Jahre hindurch eine Wahrsagerin war, sich aber kurz vor ihrem Tode bekehrte und als Christin starb.“

Meine Worte fielen auf guten Boden. Helehele fragte, ob auch für sie noch Hilfe und Rettung möglich sei. „Gewiß,“ versicherte ich ihr, „keiner darf an seinem Heile verzweifeln, so er nur guten Willens ist; der Herr ist unendlich gütig und barmherzig, und seine Liebe kennt keine Grenzen.“

Da erwiederte die Alte: „Großer Lehrer, du hast mir heute Worte gesagt, die ich noch nie gehört hatte, Dinge erzählt, die mir bisher fremd waren. Ich zweifle nicht, daß sie alle wahr sind. Wisse, mein Leben war durchwegs der reinste Teufelsdienst. O wie hab' ich die Leute betrogen und beschwindelt! Und sie glaubten meinen Lügen und brachten mir für meine angebliche Kunst Ochsen und Ziegen.“

Doch von heute an will ich all dem entsagen! Ich will mich zu dem großen Gott bekehren, von dem du mir so wunderbare Dinge erzählt hast. Meine Kinder sind längst alle groß und haben ihre eigenen Hütten, ich aber sitze in meinen alten Tagen ganz einsam hier und habe nichts mehr zu erwarten. Mein ältester Sohn, der in den Goldfeldern arbeitet, wird in Wälde zurückkehren; mit ihm habe ich noch wichtige Dinge zu besprechen, drum bitte ich dich, heute von deinem göttlichen Werk (der hl. Taufe) noch abzustehen. Sobald mein Sohn zurück ist, will ich dich rufen lassen. Dann sollst du mich durch die hl. Taufe zum Kinde Gottes machen.“

Helehele hielt Wort. Etwa vierzehn Tage später, — es war Samstag, den 31. Januar 1914, — erschien ein Bote von ihr mit der Bitte, ich möchte kommen und sie tauft. Ich ging sofort hin und ließ auch zwei Mädchen nachkommen, von denen eines die Taufpatin machen sollte. Die Kranke war sehr bewegt, als sie meiner anfing wurde. „Umsundi,“ erklärte sie, „ich habe schon alles in Ordnung gebracht! Taufe mich heute, denn siehe, ich bin alt und krank und fühle mich recht elend.“

Da sich auf die Kunde, die alte Helehele habe eine katholischen Priester rufen lassen, viel heidnisches Volk bei ihrer Hütte versammelt hatte, erklärte sie offen vor allen Anwesenden, daß sie ihre Wahrsagekunst aufgegeben habe, denn ihr Treiben sei ohnehin purer Schwindel gewesen; sie habe sich auf die Worte des katholischen Missionars hin bekehrt und wolle wie ihre ehemalige Freundin Malusana als Christin sterben, um nach dem Tode in den Himmel zu kommen. Das möge man offen überall verkünden. Sprachlos hörten die erstaunten Heiden diese Erklärung an.

Ich selbst erteilte ihr noch einen kurzen Unterricht, bewog sie zur Reue usw. und tauft sie sodann auf den Namen Maria, weil ich sie unter dem Schutz der allerheiligsten Jungfrau am sichersten wußte. Sie lebte noch bis zum 11. Februar, starb also gerade noch einen Tag später, als die oben erwähnte Maria.

Wie mir ihre Angehörigen versicherten, starb sie eines recht schönen, erbaulichen Todes. Da ihr Kraal nicht sehr weit von unserer Missionsstation entfernt ist, brachte man die Leiche hieher, wo sie noch am gleichen Tage beerdigt wurde.

Das war abermals ein guter Fang, wofür ich heute noch dem lieben Gott von Herzen danke. Von der Bekhrührung einer vierten Wahrhagerin will ich, um unsere geehrten Leser nicht allzu sehr zu ermüden, ein anderes mal erzählen. Bis dahin Gott befohlen!

Eine afrikanische Nähschule.

Von Schw. Dulcissima, C. P. S.

(Siehe untenstehendes Bild.)

Triashill. — Das hiesige schwarze Völklein zeigt bekanntlich eine große Vorliebe zum Nähen. Speziell

innen des Bergjägermeinnicht einzuladen, mich auf einer dieser Touren zu begleiten.

Beim ersten Morgengrauen, nachdem ich mich zuvor in der hl. Kommunion durch das Brot des Lebens gestärkt, machen wir uns auf den Weg. Ein schwarzes Mädchen, das die nötigen Sachen für die hl. Messe, sowie etwas Proviant für das bescheidene Mittagessen trägt, ist meine Begleiterin. Still und friedlich geht es in der frischen Morgenluft dahin, vielfach durch hohes, stark vom Tau benetztes Gras. Nichts stört uns bei unserer frühzeitigen Wanderung, denn der Kaffer schlummert, in seine Wolldecke eingewickelt, im rauhgezwärzten Kraal, bis die Sonne am Himmel steht. Siehe, da steigt sie im fernen Osten hinter den hohen Bergspitzen auf und sendet uns ihren freundlichen Morgengruß zu!

Damit kommt neues Leben in die Landschaft. Alles erwacht! Die Kinder mehrerer Kraale, an denen wir



Schw. Octavia, Lehrerin, Nevelaer, gibt Nähunterricht.

die Mädchen unserer Missionschule in Triashill greifen mit läblichem Eifer Tag für Tag nach Nadel und Faden, um ihre ärmlichen Kleidungsstücke auszubessern.

Die Tages Schüler unserer Außenstationen erhielten anfangs jede Woche einen Tag, an dem sie an ihren Habseligkeiten große Reparatur vornehmen konnten. Doch das genügte bald nicht mehr, und es stellte sich die Notwendigkeit heraus, die Sache ganz neu zu organisieren und einzurichten. P. Superior beschloß, auf den näher liegenden Filialen, die bloß zwei bis drei Wegstunden von Triashill entfernt sind, wöchentlich die hl. Messe zu lesen und dasselbige eigene Näh Schulen zu errichten. Jede von uns Schwestern erhielt eine eigene Station, wo sie fortan den Nähunterricht erteilen sollte. Mit Freuden begrüßten wir den hoherwünschten Auftrag! Schreiberin dieser Zeilen erhielt die 2½ Wegstunden entfernte Außenstation „St. Cassian“ anvertraut. Ich erlaube mir, die geehrten Leser und Leser-

nach zweistündiger Wanderung vorüberkamen, hüpfen uns freudig entgegen und begleiten uns nach der noch ein halbes Stündchen entfernten Schule, die zugleich als Kirchlein dienen muß. Schon sind fleißige Hände damit beschäftigt, alles fein sauber zu ordnen und auszuführen, andere holen Blumen, um das Altärchen zu schmücken. Allmählich kamen auch die Erwachsenen von allen Himmelsgegenden daher, denn sie wissen, daß heute der Priester kommt, um die hl. Messe zu lesen, und das geht ihnen über alles.

Ich selbst beginne vorläufig meinen Nähunterricht. Ist schönes Wetter, so schlage ich meinen Sitz im Freien auf, indes der schwarze Lehrer mit den Knaben Schule hält. Was einem besonders auffällt, ist der Umstand, daß jedes Kind, sei es nun schon getauft oder erst Tauchumene, bei seiner Ankunft einen kleinen Besuch vor dem Kreuzifix in der Schule macht und dann erst auf seinem Platze niedersitzt. Eines Tages ereignete es sich,

daz ein größeres Mädchen, das etwas verspätet ankam, beim Vorübergehen den Gruß der übrigen Kinder unerwidert ließ. Als sich einige darüber aufhielten, erwiderete sie ernst: „Zuerst muß ich meinen lieben Heiland grüßen und erst dann die Menschen.“ Sprach's, verrichtete unterm Kruzifix ein kurzes Gebet und gesellte sich dann erst den andern zu.

Gegen $\frac{1}{2}10$ Uhr kommt in der Regel der Priester an. Einige haben ihn schon von weitem erwartet und melden es freudig erregt den übrigen: „Der Baba kommt!“ Auch das Glöcklein wird geläutet, um alle, auch die fern der Wohnenden, zum Gottesdienst zu rufen. Bei der Ankunft des Missionärs erheben sich alle ehrerbietig und begrüßen ihn als ihren geistlichen Vater. Viele der erwachsenen Christen benutzen die Gelegenheit, um ihr Herz im Befürgen zu reinigen, so daß bis zum Beginn der hl. Messe zwei weitere Stündchen verstreichen. Die Mädchen lassen inzwischen fleißig die Nadel durch die Finger gleiten und halten in der letzten halben Stunde noch eine Gesangprobe.

Bei der hl. Messe selbst ist das Kirchlein bis aufs letzte Plätzchen mit Andächtigen gefüllt, und es ist eine wahre Freude, zu sehen, mit welcher Andacht und Sammlung sie dem hl. Messopfer bewohnen. Oft gehen bei diesem Anlaß 40—50 zum Tische des Herrn. Am Schlusse hält der Priester noch eine religiöse Ansprache, worauf sie in Frieden entlassen werden.

Die religiösen Bedürfnisse sind nun befriedigt, nun kommt aber eine ganze Reihe materieller Fragen zum Vorschein. Sie werden meist an mich adressiert und nehmen sich oft komisch genug aus. Da zeigt mir einer, wie an seiner Hose rechts und links die nackten Füße herauschauen und bittet um Nadel und Faden; ein zweiter hat an seiner Jacke nur noch einen einzigen Ärmel, bei einem Dritten ist der ganze Anzug nur ein Haufen Lumpen usw. Und überall soll ich nun da helfen. Das übersteigt natürlich meine Kräfte weit. Ich tue eben — was ich kann, nähe und flicke und teile Faden und Fleck aus, soweit mein bescheidener Vorrat nur gerade reicht. Das weitere muß ich dem lieben Gott überlassen und unseren getreuen Wohltätern, die schon weiter helfen werden.

Voll Jubel und Freude kehren nun die meisten Schwarzen in ihre Kraale zurück. Ein Teil jedoch bleibt zurück, um dem nun folgenden Tauf- und Kommunionunterricht beiwohnen. Erst wenn dies alles erledigt ist, darf der Missionär an eine kleine leibliche Erquickung denken. Er muß mit seinem göttlichen Meister sagen können: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat.“

Inzwischen ist der Nachmittag schon ziemlich vorgerückt und mahnt uns zum Aufbruch, denn wir haben noch einen ziemlich weiten Weg vor uns. Die fröhlichen Schwarzen Kinder begleiten uns noch eine gute Strecke weit und nehmen dann Abschied mit der Bitte, bald wieder zu ihnen zu kommen. —

Unsere geehrten Wohltäter glauben kaum, wieviel Gutes hier im Heidenlande ein einfaches Stoffrestchen, von irgend einer guten Seele uns zugesandt, wirken kann. Gar manches Heidenkind wurde dadurch für den christlichen Glauben gewonnen; und durch die Kinder bekommen wir Einfluß auch auf die Erwachsenen. Wer von unsfern geehrten Freunden ist bereit, uns und den armen Heidenkindern durch eine milde Gabe zu helfen? Wer will wenigstens, wenn er selber arm ist, unsfern Schwarzen Neuchristen ein Gebetsalmosen schen-

ken, damit alle ihrem hl. Glauben treu bleiben? Das liebe Jesukind wird es allen für Zeit und Ewigkeit reichlich vergelten.

Unsere Hindumission in Roor-Kopjes (St. Thomas).

4. Wie heiratet der Hindu?

(Fortsetzung.)

(Mit 5 Bildern Seite 273, 274, 275, 276, 277.)

§. — Also Mitternacht war's, als das Büffelhorn seine schmetternden Töne erschallen ließ — aber bis zum Erscheinen der Braut werden wir noch ein klein wenig Geduld haben müssen. Die Gäste begaben sich aus dem Tanzzelt wieder zum Pavillon, vor welchem in der früher geschilderten Anordnung der Maharadž und links davon der Bräutigam und der Brautvater wieder Platz nahmen, während zwei Tukure zu Hilfsleistungen postiert waren. Dem Maharadž gegenüber an der anderen Seite des Pavillons, saß der Vater des Bräutigams, neben welchem man auch meiner Wenigkeit ein Plätzchen angewiesen hatte, so daß ich aus nächster Nähe meinen Reporterstift handhaben konnte. Wäre der Bräutigam nicht Hilfslehrer an unserer (noch heidnischer) Hinduschule in Roor-Kopjes, diese Kunst wäre mir sicher nie erzeigt worden.

Der Maharadž nahm zwei Michelablüten und steckte selbe wie einen Ring an den Zeigefinger der rechten Hand des Brautvaters und Bräutigams. Ein Tukur nahm jetzt ein Beden brennender Kohlen, stellte sie zu den Füßen des Bräutigams, und während der Maharadž seine Sanskritverse dazu sang, sprengte der Tukur fortwährend „heiliges“ Öl in die glühenden Kohlen, bis eine so dichte Rauchwolke ihn den Augen aller entzog, daß es schien, der arme Kerl müsse ersticken. Unterdessen legte der Maharadž wieder zwei Blüten in die Hände des Brautvaters und des Bräutigams mit der Order, ein Sipence-Stück ($\frac{1}{2}$ Mark) dazuzulegen. Er murmelte ein Gebet dazu und besprengt mit „heiligem“ Wasser, worauf die Klienten das Geld auf ein Häufchen legen. Diese Prozedur wiederholt sich ein zweites Mal mit Michelablüten, ein drittes Mal mit Reis, ein vieres Mal mit Butter und Feuer, ein fünftes Mal mit Reis und Feuer; die jedesmalige obligate Geldabzapfung geschah jedoch in progressiven Raten, so daß schließlich ein nicht zu verachtendes Häufchen Geld am Boden lag. Bei der sechsten Prozedur legte der Maharadž in die Hände des Bräutigams Michelablüten und Reis mit der dringenden Aufforderung an den Brautvater, endlich einmal ernst zu machen und recht tief in die Börse zu greifen, worauf dieser einen Obolus von 10 Mark in den Reis steckt, während der Maharadž gelbes Safranpulver darüber streut. Das Ganze wird am Ende eines Gebetes vom Bräutigam in ein vor dem Maharadž stehendes Messinggefäß geschüttet. Der Tukur erhebt sich jetzt und bringt den Geldhaufen und das Messinggefäß mit dem Zehn-Mark-Stück in Sicherheit.

Nachdem neue leere Teller vor den Vater der Braut gestellt worden waren, fanden der Reihe nach weitere Zeremonien statt: erstens mit einem Michelaaft, zweitens mit Blättern und Zucker, drittens mit Blättern und einem Beisenstiel, viertens mit Butter, fünftens, sechstens und siebentes mittels drei verschiedener Salbungen, achtens mit Zuckermässer, was Summa summarum mit acht weiteren Geldforderungen des Maharadž verbunden war. Der Tukur verfehlte nicht, am Schlusse

wieder auf der Bildfläche zu erscheinen, um für den Verbleib des Geldes zu sorgen. —

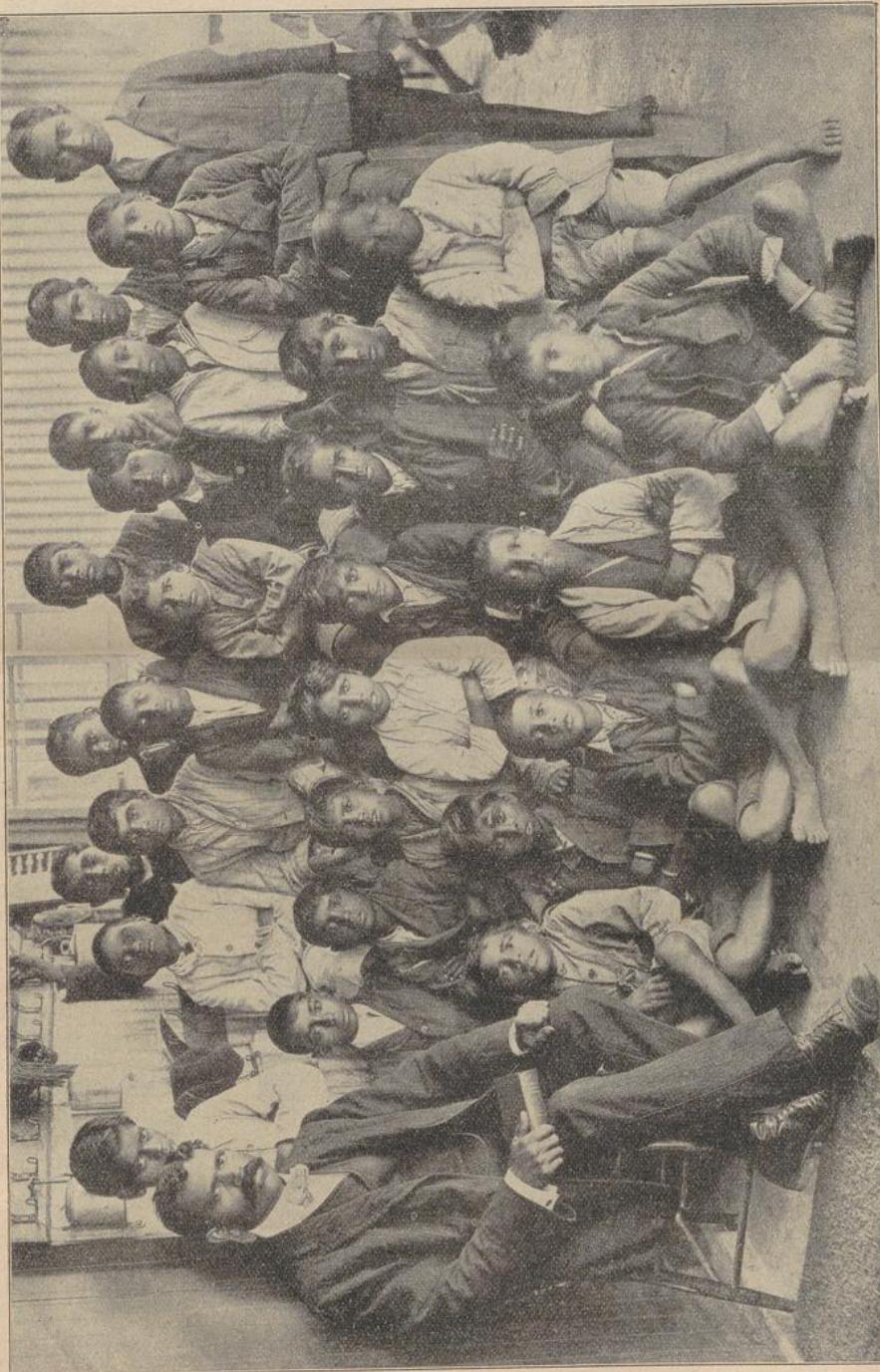
Der Maharadsh und der Brautvater wechseln jetzt ihre Plätze, und letzterer stellt vor ersterem einen Mel-singsteller mit indischer Heiratskleidung für den Bräutigam, Dhoti genannt. Der Maharadsh segnet diese Kleidung, wofür der Brautvater ein Goldstück auf den Teller zu legen hat, Silber wird nicht angenommen. Der Tafur bekleidet jetzt den Bräutigam mit dem Hochzeits-Gewande und verschwindet dann mit dem Goldstück. Von einem zweiten Tafur geblasen, erschallt das Büffelhorn, um das Nahen der Braut anzukündigen. Im Hintergrunde öffnet sich die Tür des Wohnhauses, und die Brautmutter erscheint, auf ihrer rechten Schulter die Braut tragend, hinter ihr ein Troß singender Weiber. Die Braut wird unter dem Pavillon an der rechten Seite des Bräutigams abgesetzt. Die Mutter sitzt hinter der Braut, dieselbe beständig festhaltend. Die weiße Kleidung der Braut hüllt diese so ein, daß weder von den Händen noch vom Gesicht etwas zu sehen ist. Sie trägt nämlich ein Stirnband, von welchem nach allen Seiten

Blumenfransen herabhängen. Nunmehr salbt der Brautvater die Stirne des Bräutigams und der Braut. (Für die Salbe kassiert der Maharadsh gleich seine Gebühr ein.)

Der Vater der Braut legt so dann seine Hände auf die Füße des Bräutigams, berührt seine eigene Stirn damit und zuletzt den Teller, wobei er ein Stück Geld in diesen fallen läßt. Diese

ceremonie vollzieht er fünfmal am Bräutigam und

fünfmal an der Braut, so daß im Ganzen zehnmal ein Goldstück in den Teller fällt. Nachdem der Brautvater hiezu noch eine weitere Summe Geldes hinzugefügt hat, hebt er den Teller vor der Braut hoch. Die Mutter zieht jetzt die Hände der Braut aus ihren Kleidern, und



Obere Hindū-Schulklasse in Roorkee. (Mr. Pillai, indischer Lehrer.)

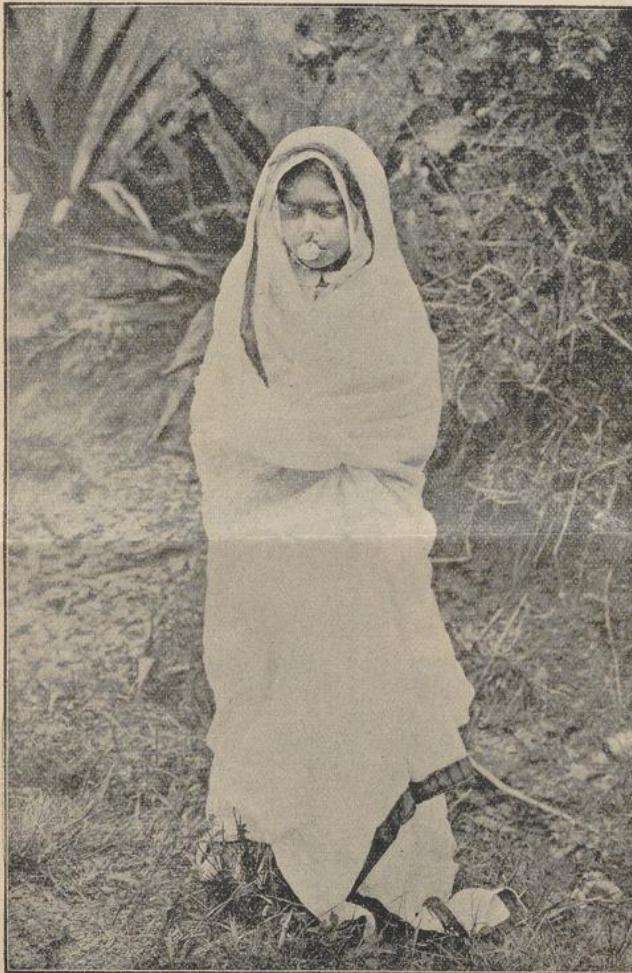
geschieht dreimal. Hierauf gibt die Braut den Teig in die Hände des Bräutigams und dieser läßt denselben in den Teller mit Geld fallen.

Wieder tritt das Büffelhorn in Tätigkeit und gibt das Beichen zum Stillschweigen. Der Maharadsh nimmt einen Teller mit ungekochtem Reis. Diesen segnet er und stellt ihn vor den Brautvater, der natürlich wieder in den Geldbeutel greifen muß. Der Brautvater nimmt dann auf das Geheiz des Maharadsh Reis in beide Hände, und während seine rechte Hand Reis nach dem

hat, wobei für den pfiffigen Maharadsh wohl die Hauptfache ist, daß ab und zu der unvermeidliche Tafur die mit Geld angehäuften Teller in Sicherheit bringt. Ist auch der Sadu geziemend geschröpft, so wird er in Gnaden entlassen.

Hierauf übergibt der Tafur einem Verwandten des Bräutigams ein Tuch mit geröstetem Mais, den dieser vor sich hinhält, während seine Freunde ihm zuflüstern, nur ja aufzupassen, daß der kleine Bursche, der Verwandte der Braut, ihm nicht unversehens andere Maiskörner dazwischen mische. Doch kaum gesprochen, ist der kleine Bursche schon da und hat flink wie ein Taschenspieler die Mischung vollzogen, was zur Folge hat, daß nun dieser kleine Bursche das Recht erworben hat, diese Maiskörner später vor den Brautleuten auszuschütten, während der dumme große Hans unter dem Gelächter der Weiber davon schleicht. Auf Geheiz des Maharadsh warf der kleine Bursche nun mittelst eines Bambusschöpfkessels fünfmal Mais in ein Kohlenfeuer. Dann übergab der Maharadsh der Mutter der Braut ein großes weißes Tuch nebst einer kleinen Schachtel roten Pulvers. Das weiße Tuch wirft die Brautmutter über die Braut und sich selbst, und, so verborgen vor dem Publikum, fährt ihr Daumen mit dem Pulver siebenmal über den Scheitel der Braut bis zur Nase. Dann kommt die Mutter unter dem Tuch hervor und übergibt das Pulver dem Bräutigam, der nunmehr die gleiche Prozedur an seiner Braut vornimmt. Nachdem für dieses Pulver der Vater des Bräutigams pflichtschuldig dem Maharadsh eine Gebühr entrichtet hat, geht die Brautmutter wieder unter das weiße Tuch, bringt die Blumenfransen der Braut wieder in Ordnung und nimmt dann das große weiße Tuch von der Braut weg. Jetzt steht der Bräutigam zum ersten Male auf und der Maharadsh knüpft die Kleider der Brautleute zusammen, nachdem er sich vorher vom Vater des Bräutigams 5 Pfund Sterling = 100 Mark für diesen hochwichtigen Alt hat zahlen lassen. Mit zusammengeknüpften Kleidern geht nun das Brautpaar unter dem Pavillon um die in der Mitte aufgestellten Bananenstaude herum. Der Maharadsh reicht sodann den Brautleuten einen Teller aus Bambusblättern, den diese mit je einer Hand in geneigter Richtung festhalten. Der kleine Junge schöpft jetzt dreimal einen Löffel Maiskörner auf den geneigten Teller,

so daß die Körner zur Erde glitten. Hierauf legte der Maharadsh einen Mahlstein vor die Füße der Braut. Diese setzte die große Behe des rechten Fußes auf den Stein, worauf der Bräutigam mit dem Finger die Behe der Braut vom Stein herab auf die Erde setzt. Das Umschreiten der Bananenstaude nebst Ausschütten der Maiskörner und Stellen des Fußes auf den Mahlstein geschieht siebenmal nacheinander. Während dieses Hauptaktes zitiert der Maharadsh seine Gebete sehr laut — er hat ja 100 Mark erhalten — indes die Weiber Liebessieder singen. Aber noch eines ist nötig. Der Tafur nimmt die auf die Erde gefallenen Maiskörner wieder in den Bambusblattteller. Hiervon nimmt die Braut zwei Hände voll und schüttet sie in die Hände



Indische Braut. (9 Jahre alt.)

Kopf des Bräutigams wirft, tut die linke Hand dasselbe nach dem Kopfe der Braut. Zu gleicher Zeit weist der Maharadsh den Brautvater an, den Brautleuten alles mögliche Glück zu wünschen; die Brautleute dagegen werden ermahnt, der Wünsche des Brautvaters eingedenk zu sein. Der Maharadsh entläßt schmunzelnd den Brautvater und dieser zieht sich mit schlaffer Börse zurück.

Nunmehr ruft der Tafur den Sadu auf den Plan. Der Sadu ist der beste Mann auf dem Fest; er spielt ungefähr die Rolle wie in Deutschland der reiche gutmütige Onkel. Der Sadu hat zunächst mit der Braut und dem Bräutigam so ziemlich alle Zeremonien zu wiederholen, die vorhin der Brautvater vorgenommen

des Bräutigams, der sie gleich auf die Erde fallen läßt. Dies geschieht siebenmal. Hierauf macht der Tatur von dem wieder zur Erde gefallenen Mais sieben Haufen vor den Füßen der Brautleute. Der Maharadsh fordert nun den Vater des Bräutigams auf, auf jeden der Haufen ein Goldstück (!) zu legen, worauf er den Brautleuten sieben Kinder versprechen will. Nachdem dies geschehen und der Tatur auch der sieben Goldstücke sich liebevoll angenommen hat, fängt die poetische Alder des Maharadsh an zu fließen, und aus dem Stegreif bringt er in Gedichtform seine Glückwünsche dar. Hierauf fordert der

Maharadsh den Bräutigam auf, mittelst eines einzigen Striches die sieben

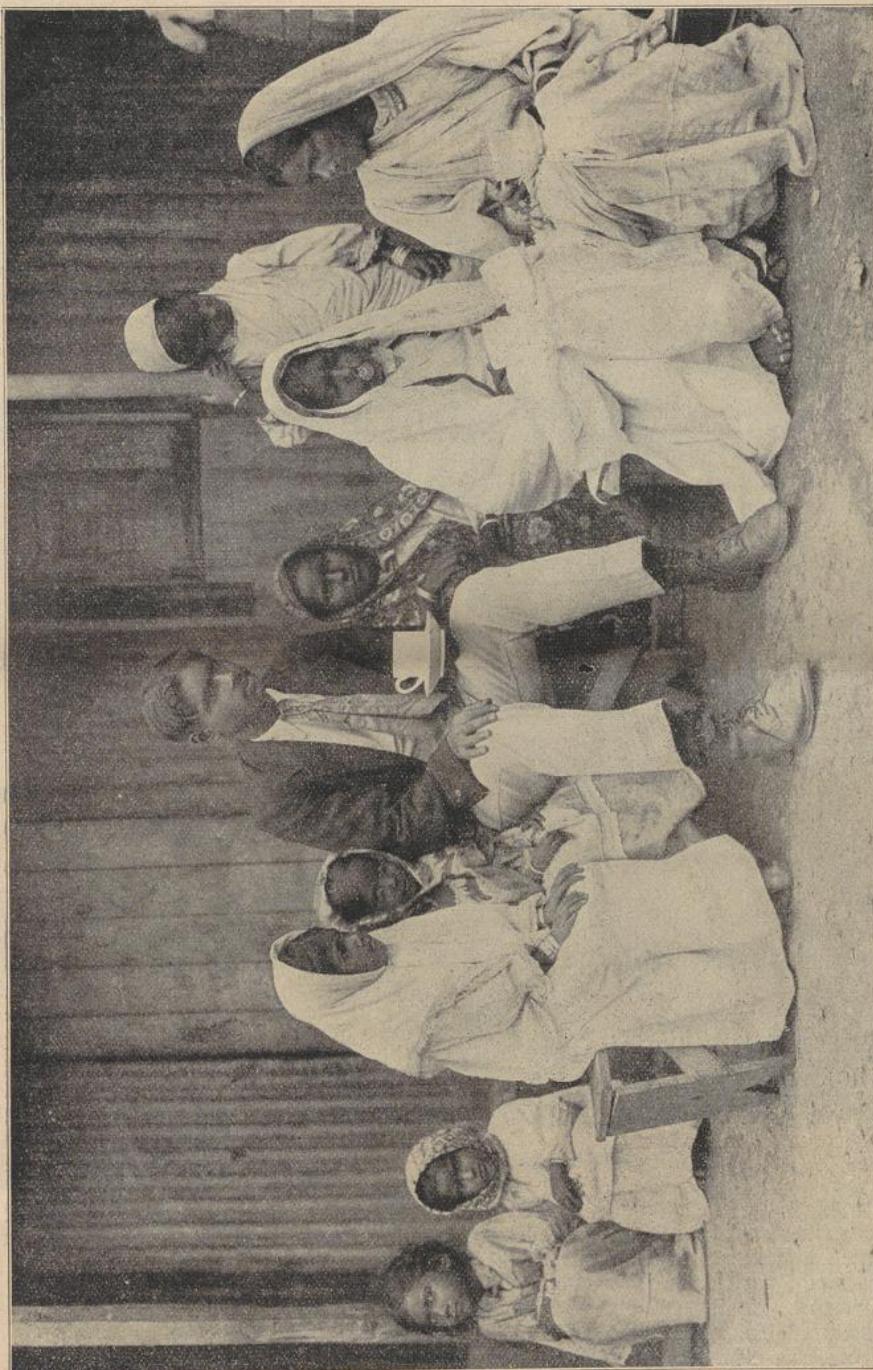
Maishäufen in einen zu vereinigen, dann sei die Heirat vollzogen. Dies Resultat verkündet nun der schmetternde Ton des Büffelhorns.

Während das Volk zum Tanzzelt eilt und ihm vonseiten der Priester einige Erfrischungen auf Bananenblättern serviert werden, gehen die Brautleute und ihre Verwandtschaft ins Haus der Braut.

Der Bräutigam nimmt hierauf seine Krone ab, die Braut ihren Schleier und oft genug passiert es, daß sich die Brautleute jetzt zum ersten Mal im Leben sehen, obgleich sie schon fürs Leben an einander gefettet sind, wie man einen Baum an einen Pfahl gebunden hat, ohne daß man diese fragt. Ob sich auch wohl die Liebe rasch einfindet?

Wenigstens kann man nicht sagen, daß die Ehen der Hindus weniger glücklich seien, als die der Europäer, bei welchen oft genug die Leidenschaft die Herzen fettet. Im Gegenteil, der Hindu weiß eben nichts besseres, und die Kinder nehmen daher die von den Eltern getroffene

Wahl gerade so selbstverständlich hin, wie auch niemand gegen die ihm zu teil gewordenen leiblichen Eltern protestiert. Gewiß können auch beim Hindu schwere Zwürfnisse es ratsam machen, daß die Ehe mit Zu-



Indisches Brautpaar lehrt bei Verwandten zu einer Tasse Tee ein.

stimmung des Maharadsh getrennt wird, aber es kommt selten vor.

Am zweiten Tage nach der Heirat gehen die Brautleute in Begleitung der Brautmutter und einer Menge singenden Weibervolkes an den nächsten Bach oder Fluß.

Dort nimmt die Brautmutter dem Bräutigam die Krone vom Haupte und wirft sie ins Wasser. Bis jetzt haben die Brautleute noch kein Wort miteinander gewechselt, und während der Mahlzeiten im Hause der Braut schaut wohl der Bräutigam die Braut, nicht aber die Braut den Bräutigam an. Die Sitte heißtt vielmehr, daß sie bescheiden vor sich hinschauet. Nunmehr fahren die Brautleute in einem Wagen zum Hause des Bräutigams und bleiben dort so lange, als es der Maharadsh bestimmt, zwei Tage bis einige Wochen, je nach-

fann. Ist jedoch das Gegenteil der Fall, ist z. B., was oft genug vorkommt, die Braut erst drei Jahre, so nehmen die Eltern der Braut diese in ihr Hause zurück bis zur geeigneten Zeit. Ja, Heiraten ist eine recht umständliche Sache bei den Hindus und will studiert sein.

Auffallen muß einem europäischen Leser das unverfrörene Geldfordern des Maharadsh. Der Hindu nimmt das aber als selbstverständlich hin. In der Vedaperiode war der Brahmane, wie es das Wort besagt, der Vater. Mit indischer Phantasie hat dazu der Brahmane es verstanden, seine Gebete mit allerlei Zeremonien zu verquicken, und alles das muß bezahlt werden. Die Verehrung für die Priester geht wie ein roter Faden durch das ganze Leben des indischen Volkes und nimmt die praktische Form von Geld- oder Naturalienopfern an. Kein Kind wird geboren, verlobt oder verheiratet, keiner stirbt, keine Reise wird unternommen, kein Haus gebaut, keine landwirtschaftliche Operation von Wichtigkeit unternommen, keine Ernte eingesammelt, ohne daß auch der Maharadsh seinen Teil empfängt. Er wird konsultiert in Gesundheit und Krankheit, bei Leid und Freud. Stattlich, aufrecht, stolz, seiner überlegenen Intelligenz bewußt, sollte er auch so arm sein wie eine Kirchenmaus, so schreitet der Maharadsh einher, mit einer Haltung, die seine innere Überzeugung von der ihm eigenen Reinheit seiner Abstammung und der Heiligkeit seines Amtes Ausdruck gibt.

(Fortsetzung folgt.)



Indischer Großvater und Enkelin.

dem jener es aus seinem dicken Buche für den besonderen Fall herausstudiert. Hier essen die Brautleute in getrennten Räumen; jedoch hat die Braut Gelegenheit, ihren Mann zuweilen zu sehen und verstohlen nach ihm hinzuschauen, aber aus weiblicher Schüchternheit spricht sie nicht mit ihm, obgleich dies jetzt erlaubt wäre. Nachdem die vom Maharadsh bestimmte Zeit abgelaufen, geht die Braut in Begleitung des Bräutigams und mehrerer Frauen ins elterliche Hause zurück. Nach wiederum einigen Tagen fehren die Brautleute zum zweitenmal ins Hause des Bräutigams zurück, und nun fann sie dort bleiben, wenn die Eltern zustimmen, was dann der Fall sein wird, wenn die Brautleute genügend alt sind und der Mann seine Frau ernähren

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Schw. M. Aquiline, C. P. S.

Monte-Cassino. — Am diesjährigen hl. Osterfest war hier eine große Tauffeierlichkeit; die Täuflinge rekrutierten sich teils aus unserer Rötschule, teils aus den auswärtigen Tageschulen. Letztere waren schon vor drei Monaten hierher nach Monte-Cassino gekommen, um sich daselbst auf den Empfang der hl. Laufe besser vorbereiten zu können. Dann aber trachteten sie schnellstens wieder nach Hause zu kommen, denn es galt, die Ernte gegen die vielen Affen zu schützen. Schule und Unterrichten sollten sie fortan daheim durch ihre Lehrer und Käthechen erhalten.

Bur Vorbereitung auf die heilige Beichte sandte unser Hochw. P. Superior für ein paar Tage zwei Schwestern. Schreiberin dieser Zeilen zählte auch dazu, und so hatte ich anfangs Mai das Vergnügen, mit meiner lieben Mitbewohnerin, ein kleines, von zwei Maul-ejeln gezogenes Wägelchen zu besteigen und zur Missionsarbeit in die weite Welt hinauszufahren. Wie schön, nicht wahr? Muß jedoch beifügen, wenn so eine Fahrt über Stock und Stein und eine Menge brückenloser Wasserläufe — wir passierten deren über ein Dutzend — in der afrikanischen Sonnenhitze Stunde um Stunde dauert (wir hatten einen Weg von mehr als hundert Kilometer zurückzulegen), ist das Vergnügen weniger groß. Dazu das mehr als bescheidene Nach-

lager am Abend; denn da heißt es auf dem nackten Boden liegen und sich mit einer bloßen Wolldecke und Binjematte begnügen. Das ist anfangs ein kleines Opfer, doch aus Liebe zu Gott und den unsterblichen Seelen nimmt man das alles gern mit in den Kauf. Dies nebenbei bemerkt.

Am ersten Tag kamen wir gar nicht an unser Ziel. Der Weg war weit und schlecht, dazu wußte zuletzt unser Kutscher nicht mehr, wo an und wo aus. Als es schon anfing, dunkel zu werden, kamen wir zu einem Farmer und erkundigten uns da nach dem Weg. Er und seine Frau nahmen uns zuerst freundlich auf und boten uns eine Nachtherberge an. „Es ist unmöglich,“ sagte er, „so in die Nacht hineinzufahren; ihr würdet im ersten Flusse samt Maulesel und Wagen stecken bleiben. Morgen früh will ich euch einen Jungen mitgeben, der euch den Weg zeigen soll.“ Wir nahmen natürlich das

fuhrten dann weiter nach der etwa 1½ Stunden davon entfernten Missionsstation „St. Peter“. Es sind erst sechs christliche Familien dort nebst mehreren getauften Burschen und Mädchen; die übrigen sind noch Katholiken. Acht weitere Neukristen kamen von dem zuerst berührten Platze ebenfalls zum Unterrichte hieher.

Den schwarzen Lehrer trafen wir im Feld. Uns jehen und dasein war eins! „Heut' gibt's keine Arbeit mehr!“ rief er aus. „Die Schwestern sind gekommen, das ist ein Freudentag für die ganze Mission!“ — Nach etwa zehn Minuten kamen wir bei der Schule und Lehrerwohnung an. Die Schule ist ein einfacher Lehmhaus, von innen und außen mit weißer Erde überstrichen. Ein kleiner aus rohen Brettern zusammengenagelter Tisch mit ein paar Bildchen bildet die ganze innere Einrichtung und repräsentiert zugleich den Altar. Über demselben hängt ein einfaches Bild des hl. Petrus.



Indische Musikbande.

generöse Anerbieten mit Dank an. Der liebe Gott möge den guten Leuten diesen Liebesdienst lohnen!

Am nächsten Morgen machten wir uns zeitig auf den Weg und kamen gegen 10 Uhr bei unserer ersten Tageschule an. Die Schulzeit war natürlich schon vorbei. Den Tag über heißt es nämlich, die zahllosen Affen von den Feldern vertreiben; Schule wird daher nur in aller Frühe gehalten; sie besteht aus Morgengebet und Katechese. Erst am Abend bis in die Nacht hinein ist dann Unterricht im Lesen und Schreiben. Das Petroleum kaufen sich die Leute im Store (Kramladen), d. h. der eine bringt Erdnüsse, der andere Mais oder sonst etwas zum Lehrer, und dieser kauft dann dafür Petroleum ein, damit er in den Nachtstunden Unterricht erteilen kann.

Zum Empfang war niemand da als die alten Weiber, die uns herzlich begrüßten und sogleich Boten in die Felder schickten, allen die große Neuigkeit zu melden, die Schwestern seien gekommen! Wir machten jedoch bei dieser Schule nur kurz Rast und

des Patrones der Station, von dem sie auch den Namen hat. Eine Petrus-Statue wäre allerdings schöner und viel wirksamer, allein, wo in dieser Weltabgeschiedenheit eine Statue hernehmen, die ziemlich selten ist?

Kaum waren wir ein Viertelstündchen da, als schon von allen Seiten die Leute herbeieilten, uns zu begrüßen. Selbst aus einem Kraal, der ganz in der Nähe einer protestantischen Schule liegt, kamen die alten Weibchen daher, weil einige der dortigen Kinder unsere Tageschule in „St. Peter“ besuchten. Auf die Frage, ob sie schon einmal in einer katholischen Kirche gewesen seien, machten sie ganz verduzte Gesichter und antworteten endlich mit einem langgezogenen „Aikona“, nein, noch nie. Wir luden sie ein, mit uns hineinzugehen und zu schauen, wie schön es drinnen sei. Sie gingen mit, aber so ängstlich und zaghaft, daß es uns unwillkürlich ein Lächeln abnötigte. Endlich schauten und schauten sie; ihre höchste Verwunderung erregte eine kleine Muttergottes-Statue mit dem lieben Jesukinde. Sie standen

ganz gebannt davor; zuletzt stieß eine ihre Nachbarin an und fragte: „Wer ist wohl diese schöne Frau da? Und sieh, welch' ein liebes Kind sie auf dem Arme hat! Aber weshalb bleibt sie denn immer so ruhig stehen? Was tut sie denn eigentlich?“ — Hochbefriedigt gingen sie wieder heraus, überall laut verkündend, daß sie bei den Schwestern in der Kirche gewesen und dasselb ganz wunderbare Dinge gesehen hätten! —

Wir selbst fanden vor dem Kirchlein eine Menge schwarzer Christen und Katechumenen versammelt. Sobald sie uns anstichtig wurden, begann das lange, umständliche Begrüßen. Jedes einzelne wollte die Hand zum Gruße reichen und hatte hundert Fragen zu stellen: „Wie geht es dir? Bist du mit Kraft? Wie geht es denen zu Hause?“ usw. usw. Da mitten hinein ertönt die Glocke! Wie, eine Glocke in dem kleinen „St. Peter“? Nun, ich wollte eben sagen, das sonderbare Ding, das hier als Glocke dienen muß, nämlich ein alter Hafendefel, auf den mit einem Stück Eisen geschlagen wird.

Die Leute kannten das Zeichen. Sogleich marschierte alles in Reih und Glied in die Schule und Kirche hinein, die Knaben und Männer voraus, dann die Mädchen und Frauen. Zuerst beteten sie zusammen das Abendgebet, dann gingen die älteren Leute nach Hause; denn diese beteiligten sich nur am Gebet und am Katechismusunterricht. Die lernbegierige Jugend aber, darunter auch Männer von 30—40 Jahren, blieb da, um Lesen und Schreiben zu lernen. „Heute aber,“ meinten sie, „wird nicht unterrichtet; die Schwestern sind soeben gekommen, und da haben wir gar vieles zu erzählen. Unterricht sollen sie uns an den folgenden Tagen geben.“ Wir stimmten zu, und ließen die guten Leutigen ihr Herz ausschütten.

Um meisten fragten sie über die Äffen, diese Grashelme, vor denen auch gar nichts sicher sei; schon die halbe Ernte hätten sie ihnen gestohlen. Sobald man ihnen den Rücken kehre oder gar auf ein paar Augenblicke ins Haus hinein gehe, seien sie schon wieder da und stehlen alles weg. Zum Lernen könnten sie unter diesen Umständen nur noch abends kommen, usw. — Nun fingen auch wir an, unsere Fragen zu stellen, nämlich ob sie auch gewissenhaft ihre Gebete verrichteten, namentlich morgens und abends und vor und nach dem Essen. Die meisten konnten mit gutem Gewissen sagen, daß sie in diesem Stütze treu und eifrig seien. Einige rückten mit allerlei Zweifeln und Bedenken heraus. Ein Mann z. B. sagte: „Schwester, weißt du, mein Weib kann ihre Gebete ganz gut herjagen, aber sie ist zu faul dazu. Ich soll immer beten; ich tue es auch; ich sage ihr oft drei bis viermal ein Gebet vor, aber sie betet nicht mit. Schwester, zeig' ihr einmal den Siecken! Vielleicht hilft dies besser, als mein ewiges Vorbeten.“ Der Rat war an sich ganz plausibel; wir wußten aber einen besseren. Wir rieten ihm nämlich, er solle künftig, wenn seine Frau beim Tischgebet nicht ordentlich mitbete, einfach das Essen wegnehmen und sie solange fasten lassen, bis sie fünf Ave Maria zur Busse gebetet hätte. „Ja“, sagte er hocherfreut, so wolle er es machen.

Ein anderer Mann hatte eine ähnliche Klage. „Ich weiß nicht,“ begann er, „ist mein Weib zum Lernen zu dumm oder schon zu alt. Sie sagt immer zu mir: „Wir wollen beten, wir wollen beten.“ Allein ich muß ihr dann Wort für Wort alles vorjagen, und sie sagt es mir langsam nach. Zur Schule gehen wir jeden Tag, das kann der Herr Lehrer hier bezeugen, und dennoch

kann sie noch immer die Gebete nicht auswendig.“ — Ähnliche Fragen, Zweifel und Gewissensfälle gab es noch manche. Wir verzichteten darauf, sie alle zu lösen und begannen trotz der obigen Erklärung noch am gleichen Abend mit dem Vorbereitungunterricht auf das hl. Buzsakrament. Sie waren ganz Aug und Ohr, und als wir abends um 10 Uhr Schlüß machten, meinten sie, es sei noch zu früh, und doch hatten viele von ihnen noch eine halbe Stunde bis zu ihrem Kraale zu gehen, einzelne sogar $1\frac{1}{2}$ Stunden. Der Eifer dieser Leute ist wirklich in hohem Grade erbauend.

An den folgenden Tagen besuchten wir auch die Alten in ihren Kraals. Es war ihnen eine große Ehre und mit Stolz erzählten sie, daß ihr Sohn oder ihre Tochter jeden Tag zur Schule gehe. „Kennst du sie nicht?“ fragten sie oft verwundert. Sie glaubten nämlich in ihrer Einfalt, man müsse jeden, den man einmal gesehen, auch beim Namen kennen.

Nur schade, daß diese Altenschulen so weit von Monte-Cassino entfernt sind. Wir Schwestern können natürlich nur selten dorthin kommen. Selbst der P. Missionär muß froh sein, wenn er jede der zehn Villen nur einmal im Monat besuchen kann, um die hl. Messe dort zu lesen, die Leute in ihrem Erstlingseifer zu erhalten und ihnen Gelegenheit zu geben, die hl. Sakramente zu empfangen. Einen großen Teil der Arbeit muß er den schwarzen Lehrern und Katecheten überlassen. Sie sind Gottlob recht fleißig und treu in ihrem Amt, und die Schwarzen sind ihnen in kindlicher Liebe zugetan.

Will denn niemand von unsren Lernern und Leserinnen die Missionsarbeiten, ihre Freuden, Opfer und Leiden, mit uns teilen? Wer will wenigstens durch Gebet und Almosen das schöne Missionswerk unterstützen? Kein gutes Werk bleibt unbelohnt, am wenigsten dasjenige, das wir in der reinen Absicht verrichten, dem Herrn unsterbliche Seelen zu zuführen.

Im Dienste des harmherzigen Samaritans.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus. — Da kommt ein Mann zur Missionsstation mit der Meldung, sein Kind sei frank, ich möchte kommen und es taufen.

Nun hat es mit der Taufe von Kindern noch rein heidnischer Eltern keine eigene Bewandtnis. Getauft ist das Kind bald, aber wer verbürgt mir, daß es im Falle der Genebung auch katholisch erzogen werde? Da taucht z. B. ein Missionär in einer ganz abgelegenen Gegend ein frankes Kind und wird kurz darauf auf einen andern Missionsposten versetzt. Wie leicht kann es da vorkommen, daß sein Nachfolger erst nach Jahr und Tag durch irgendeinen glücklichen Zufall darauf kommt, daß hier mitten in einem stochheidnischen Kraal ein katholisches Kind lebt. Oder die Eltern, die zur Zeit in der Nähe der Missionsstation wohnen und alles Gute versprechen, ziehen fort, in eine Gegend, wo weit und breit kein katholischer Priester zu finden ist. Eine gewisse Vorsicht ist da immer am Platz.

Werde ich gerufen, so gebe ich auf jeden Fall einmal hin und sehe mir die Sache zunächst an. Gewiß, oft fällt die Entscheidung schwer, denn wer kennt die Zukunft? Ich kann weder wissen, ob das Kind mit dem Leben davonkommt, noch was später aus ihm werden wird. Doch zum Glück gibt es auch noch eine gott-

liche Vorstellung, der man, wo Menschen sich nicht mehr zu raten und zu helfen wissen, vertrauensvoll alles überlassen kann.

So begeitete ich also jenen Mann zu seiner Hütte. Es war noch früh am Morgen; wir gingen beide zu Fuß und hatten durch hohes, nasses Gras zu waten, das von beiden Seiten über den schmalen Fußpfad hereinhang. Der Mann jedoch, wie angedeutet, noch ein *Heide*, hatte die Aufmerksamkeit, vorauszuzechen und mit seinem Stock sorgfältig den Tau vom Grase abzustreifen, damit ich mir die langen Kleider nicht beschmutze. So findet man überall, auch unter den heidnischen Käfern, Leute, die, von einem gewissen natürlichen Instinkt geleitet, Rächenliebe und wohlwollende Rücksicht zu üben wissen. Letzteres ist, im Grunde ge-

ich den Leuten das erstmal die Prozedur vor. Sie versprachen, alles getreulich zu tun.

Als ich zuletzt die Namen der Eltern und des Kindes samt dem Kraal, in dem es getauft wurde, aufschreiben wollte, bemerkte ich, daß ich einen Bleistift mitzunehmen vergessen hatte. Ich ersuchte daher den Kraalbesitzer, mir als Notbehelf aus dem Feuer, das am Boden brannte, eine Kohle zu reichen. Der gute Mann, der offenbar meine Absicht nicht erriet, bot mir zugleich eine rotglühende Kohle an, ein Anerbieten, das ich natürlich dankend ablehnte. Ich suchte mir hierauf selbst ein Stück gelöschter Kohle aus, das seinen Zweck ganz gut erfüllte.

Hier möchte ich noch bemerken, daß in einer echten Käffernhütte, zumal während der rauheren Jahreszeit,



Kaffirischer Hirte mit Angoraziegen. (M. Raitschib.)

nommen, erst wahre Kultur, während vieles anderes, das in einem zivilisierten Land als feinster Anstand bewundert wird, leerer, gehaltloser Schein, wenn nicht gar pure Lüge und Heuchelei ist.

Ich komme zum Kraal, trete ein und finde da einen etwa zweijährigen Knaben, der an Lungentzündung erkrankt war. Seine Haut fühlte sich heiß und trocken an und er klagte über heftiges Stechen in der Brust. Die Sache schien mir gefährlich, und da mir die Eltern versprachen, den Knaben im Falle der Genebung im katholischen Glauben erziehen zu lassen, taufte ich ihn auf den Namen „Michael“. Der liebe Gott und der hl. Erzengel Michael, dachte ich mir, müssen dafür sorgen, daß alles recht wird.

Da ich dem Knaben auch leiblicherweise helfen wollte, ordnete ich an, daß er jede Stunde einmal mit kaltem Wasser abgewaschen und dann in warme Wolldecken eingewickelt wurde. Der größeren Sicherheit wegen machte

fast den ganzen Tag am Boden ein Feuerchen brennt. Darauf hat der Schwarze seine Freude, und mitten um das Herdfeuer gruppiert sich die ganze Familie. Kommt ein Weißer in die Hütte, so pflegt man das Feuer nicht weiter zu schüren, denn man weiß, daß ihm der Rauch und Qualm fast den Atem benimmt und daß ihm die Augen schmerzen und tränern. Die Schwarzen selbst wissen von all dem nichts; sie sind erstens von Jugend auf daran gewöhnt und sitzen überdies am Boden, wo es weit gemütlicher ist, während der Weisse stolz aufrecht, gerade im dicksten Rauch und Qualm zu stehen pflegt. Man sieht, in so einem Käffernkraal spielt der gebildete Ausländer eine geradezu lägliche und beitleidenswerte Rolle.

In der Mission geht die Arbeit nie aus, und das freut mich ebenso, wie es den Bauermann freut, wenn es zur Erntezeit recht viel zu tun gibt. Diesmal sollte ich zu einem alten französischen Mann kommen, der nach der hl. Taufe verlangte. Unser schwarzer Katechet diente

mir als Wegweiser. Wir waren beide zu Pferd, denn es hatte kurz zuvor stark geregnet und die Wege waren schlecht.

Anfangs ging es eine geraume Strecke auf der Poststraße dahin, dann aber mußten wir in einen Fußpfad abbiegen, der ins tiefe Tal hinabführte. Auf solchen Touren braucht man einen guten Schuhengel; ich habe seine Hilfe schon oft in ganz augenscheinlicher Weise erfahren. Als zuletzt der Pfad immer schlüpfriger und gefährlicher wurde, stieg ich ab. Ich dachte an den Satz der Schrift: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen“. Mein Begleiter blieb auf seinem Gaul ruhig sitzen. Der Schwarze ist fürs erste ein ausgezeichneter Reiter, dann aber fällt es ihm auch gar nicht ein, ein Tier zu schonen und sich eines Pferdes wegen die geringste Unbequemlichkeit aufzulegen.

Unten in der Ebene stieg ich auch wieder auf, und nach langem Ritt kamen wir endlich bei der betreffenden Hütte an. Es lag hier ein ganzes Dorf von Käffern-

tältern. Mein schwarzer Begleiter ging zu Fuß nebenher. Der Käffer ist ein ganz vorzüglicher Fußgänger und läuft manchen Gaul zu schanden. Ich ließ übrigens meinen alten „Charli“ absichtlich ganz gemüthlich des Weges tragen, denn wenn man schon gegen 70 Jahre auf dem Rücken hat, von denen man weit über die Hälfte im Trappistenorden und im Dienste der afrikanischen Mission zugebracht hat, ist man kein Freund mehr vom schnellen Reiten.

Endlich waren wir am Ziel. Wir fanden überall die größte Ordnung, der Hofraum rings um jede Hütte war sauber gekehrt, ein Zeichen, daß hier fleißige, ordnungsliebende Leute wohnten. Denn die Schwarzen sind in diesem Punkte bei weitem nicht alle gleich; es gibt auch bei ihnen, wie überall, fleißige und träge, schmutzige und propere Leute, und auch hier kann man aus dem Neuzerren aufs Innere schließen.

Da es gerade ein recht schöner, sonniger Tag war, saßen einige Leute im Freien. Der etwa elf Jahre



Bong, Berlin W. 57. *Der Abschied.* (Relief am Niederwalddenkmal.) Von Johannes Schilling

hütten. Die Bewohner waren durchwegs wesleyanische Protestanten, jener alte Mann aber wollte um jeden Preis von einem katholischen Missionar getauft sein. Noch mehr: im Laufe der Unterredung stellte es sich heraus, daß er vor Jahren von einem protestantischen Prediger getauft worden war, allein, er wollte nicht an die Gültigkeit seiner Taufe glauben.

Dass im Notfalle jeder Mensch taufen kann, ist klar, und niemand bezweifelt die Gültigkeit der protestantischen Taufe, falls sie korrekt gespendet wird. Doch letzteres ist meist der Haken; wir pflegen daher hierzulande, wo es so vielerlei Sektent mit ganz verschiedenen Taufgebräuchen gibt, bei ihrem Uebertritt zum Katholizismus bedingter Weise wieder zu taufen, fordern von ihnen die Beicht und erteilen bedingungsweise die Absolution. So auch hier. Der Kranke war, nachdem er die nötige Aufklärung erhalten hatte, zu allem bereit, nur bat er mich zum Schlusse, ich möchte auch seinen franken Leib heilen, doch für den Tod ist kein Kraut gewachsen.

Am darauffolgenden Sonntag wurde ich zu einem schon getauften Knaben gerufen; ich sollte ihm die letzte Delung und die Generalabsolution geben. Es war ein langer, weiter Weg und so ließ ich wieder mein Rößlein

alte Knabe aber lag in der Hütte auf einer Strohmatte. Er hatte ein Hemdchen an und war mit einer Wolldecke zugedeckt. Als Kopfkissen dienten ihm einige Lappen. Es peinigte ihn ein arges Fieber und zuweilen stöhnte er vor Schmerzen. Die Leute wußten ihm absolut nicht zu helfen; sie saßen um ihn herum und belästigten ihn bloß mit ihren Fragen. Leiblicherweise konnte auch ich ihm nicht mehr helfen. Ich sprach ihm daher Trost zu, spendete ihm die letzte Delung und die Generalabsolution und verabschiedete mich dann wieder mit ein paar freundlichen Worten.

Den Hausherrn, einen brustfranken Mann, fand ich nebenan in einer zweiten, recht geräumigen Hütte. Er war eben damit beschäftigt, auf einem großen Stein Schnupftabak für die ganze kommende Woche zu reiben. Denn in einem richtigen Käffernkraal schnupft alles, auch die Weiber und die erwachsenen Mädchen. Dieser Hausherr ist sonst ein guter Mann, doch von Taufe und Befahrung will er vorläufig noch nichts wissen, obwohl die übrigen Kraalinsassen schon alle getauft sind. Nun, vielleicht kommt er später, wenn einmal der Tod energisch bei ihm anklopft.

Auf dem Heimweg hatte ich noch einen Teil vom Brevier zu beten, und somit hatte mein „Charli“

wieder gute Zeiten. Die Maisfelder, an denen ich vorbeiritt, waren vielfach mit Weinstauden umzäunt. Viele derselben hatten hohe, mächtige Blütenstengel gerieben, was einen wundervollen Anblick gewährt. Die Sonne ging schon unter, als ich wieder nach Hause kam.
(Fortsetzung folgt.)

Genovefa.

Nach Christoph von Schmid.
(Schluß.)

Auf halbem Wege begegnete ihnen die Sänfte, die für Genovefa bequemer war, und sie setzte sich mit Schmerzenreich hinein. Sobald der Zug den Wald verlassen hatte, kamen ihnen schon eine Menge Leute entgegen, denn die Nachricht, die gute, allverehrte Gräfin sei wieder gefunden, verbreitete sich sogleich durch die ganze Herrschaft. Das Volk ließ jede Arbeit liegen und eilte freudig herbei. Je näher Genovefa ihrem Schlosse kam, desto zahlreichere Menschenzahlen standen am

15. Kapitel.

Ende gut, alles gut.

Graf Siegfried war vor allem darauf bedacht, die Eltern von deren glücklichen Wiederauffindung in Kenntnis zu setzen. Der alte, treue Wolf ließ es sich nicht nehmen, ihnen persönlich die frohe Kunde zu bringen. Er machte sich gleich am nächsten Morgen mit noch zwölf anderen Reitern auf den Weg nach Babant. Immer ritt er voraus und rief seinen Gefährten wohl hundertmal des Tages zu: „Frisch, Kameraden, vorwärts, vorwärts! Wenn ein braver Mann einem Leidenden auch nur einige traurige Stunden ersparen kann, soll er sich keine Mühe verdriezen lassen!“ So ging es rasch voran.

Ein alter Ritter, auf dessen Schloß er übernachtete, erzählte ihm, daß der fromme Bischof Hildolf, der Genovefas Ehe mit Siegfried eingesegnet hatte, gerade in der Nähe sei, um eine neuerrichtete Kirche einzweihen. Da müssen wir sogleich hin, sagte Wolf, „der hl. Mann soll



Bong, Berlin. W. 57.

Die Heimkehr. (Relief am Niederwalddenkmal.) Von Johannes Schilling.

Wege, und alle grüßten sie unter Tränen und lautem Freudenjubel. Große Verwunderung erregte auch der kleine Schmerzenreich, der noch immer seine Rehfellchen anhatte und in der rechten Hand das hölzerne Kreuz hielt. Jedermann dachte dabei an den Johannesknaben in der Wüste. Hinter der Sänfte ritt Graf Siegfried mit seinem treuen Diener Wolf, und die zahme Hirschkuh kam wie ein treues Hündchen hinterdrein.

Im Schloßhof angekommen, erblickte Genovefa alle edlen Frauen und Fräulein der ganzen benachbarten Ritterschaft vor sich, die sie alle aufs herzlichste willkommen hießen. Zuvor diente stand eine schöne Jungfrau, in Weiß gekleidet, mit einer kostbaren Perlenschnur um den Hals und überreichte Genovefa einen Kranz von immergrünen Myrten und zarten schneeweissen Blüten als ein Zeichen unbefleckter Unschuld und ewigreuer Liebe. „Rimm hin,“ sprach die Jungfrau gerührt, „diesen Kranz im Namen von uns allen; den schöneren Siegeskranz hat dir Gott im Himmel hinterlegt!“ Es war Berta, jenes gute Mädchen, das vor sieben Jahren an das Fenster ihres Gefängnisses gekommen war, und die nun fortan beständig in Genovefas Diensten blieb. So weiß die göttliche Vorsehung alles und jedes zum Besten zu lenken.

unsere Freudenbotschaft auch erfahren; er versteht es wohl am besten, diejelbe auf kluge Weise den hochbeagten Eltern Genovefas beizubringen. Ich selber würde mit der Türe gleich ins Haus fallen, und schließlich könnte dieser Freudenjubel die guten Leutchen gar noch töten. Ich weiß, wie ich selber am ganzen Leibe zitterte, als ich auf einmal hörte: Genovefa, unsere Gräfin lebt!“

Bischof Hildolf war über die unerwartete Botschaft hocherfreut, und schloß sich dem treuen Rittersmann und seinen Genossen sofort an. Sie fanden den Herzog und die Herzogin in großer Trauer, denn es war eben der Jahrestag, an dem sie die traurige Nachricht von der Hinrichtung Genovefas erhalten hatten. Sie konnten es noch immer kaum fassen, warum denn der liebe Gott sie und ihre unschuldige Tochter so über alle Maßen schwer geprüft habe. Da trat plötzlich leuchtendes Angesichts der Bischof ein. „Genug der Trauer“, rief er aus und begann in hoher Begeisterung von den wunderbaren Wegen der göttlichen Vorsehung zu sprechen. Der Herr schlägt Wunden, sagte er, und heilt sie wieder, er führt in die Grube hinein und wieder heraus, und erzählte dann vom greisen Patriarchen Jakob, der seinen totgeglaubten Sohn Joseph wieder gefunden.

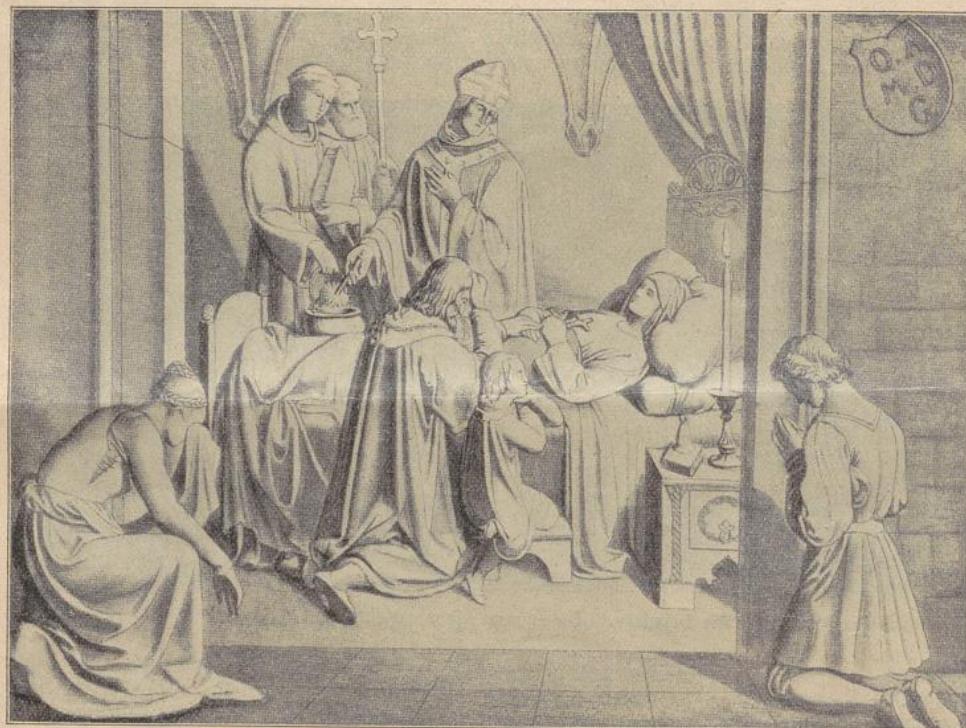
Endlich sagte er den erstaunten Eltern gerade aus: „Geht mit mir in die Kirche und laßt uns da zusammen ein freudiges „Te Deum laudamus“ singen, denn Genovefa, eure Tochter, lebt und ihr werdet sie wieder sehen!“

Nun öffnete der Bischof die Türe und rief den alten, ehrlichen Wolf herein, damit er alle seine Worte bestätige. „Gewiß“, rief dieser aus, „Genovefa lebt, ich habe sie mit diesen meinen Augen selbst gesehen und mit dieser meiner Hand die ihrige gefaßt.“ Wer beschreibt nun die Freude der guten, hochbetagten Eltern! Sie hatten keinen andern Gedanken mehr, als eiligst nach der Siegfriedsburg zu reisen, um ihre liebe gute Tochter noch einmal zu sehen. Bischof Hildolf und ein großes Gefolge von Dienern begleiteten sie. —

Nun trat auch der fromme Bischof hinzu und pries die Erbarmungen des Herrn und seine wunderbaren Gnadenführungen, die alles und jedes zum besten zu führen weiß. Er schloß mit den Worten der Schrift: „Selig, wer in der Prüfung aushält; denn wenn er ist bewahrt worden, wird er von Gott die Krone des Lebens empfangen!“

* * *

Genovefas Schicksal stand überall, wo man davon hörte, tiefe Teilnahme. Hunderte pilgerten zu ihr, um sie und den kleinen Schmerzenreich zu sehen und ein erbauend Wort von ihr zu hören. Namentlich waren es Frauen und Kinder, die sich in hellen Häuschen herbeidrängten. Genovefa nahm sie alle lieblich auf und ermahnte sie mit wenigen, aber tief zu Herzen gehenden



Genovefas Tod.

Genovefa hatte sich indes infolge der lieblichen Pflege merklich erholt, und auf ihren Wangen erschien wieder eine sanfte Röte. Der einzige Wunsch, den sie noch auf Erden hatte, war der, ihre geliebten Eltern nochmals zu sehen. Da kamen sie plötzlich viel früher, als man sie erwartet hatte, in Siegfriedsburg an. Sie grüßten Genovefa unter heißen Tränen. Der Vater sprach mit dem greisen Simeon: „Nun, o Herr, lassest du deinen Diener in Frieden scheiden“, und auch die Mutter sprach: „Nun will ich gerne sterben, da du noch lebst und deine Unschuld an den Tag gekommen ist!“

Hierauf erblickten sie den holden Knaben und riefen voll Entzücken: „Komm in unsre Arme, vielgeliebtes Enkelkind! Gott segne dich, gutes Kind! O, wie wunderbar ist doch der Herr. Siehe, liebste Tochter, wir beweinten dich als tot, und jetzt läßt uns der liebe Gott sogar noch unsern lieben Enkel sehen!“

Worten zum Vertrauen auf Gott, zu Geduld, Genügsamkeit, wahrer Nächstenliebe und jeglicher Tugend und wußte dabei gar viele rührende Beispiele aus ihrem eigenen Leben miteinzuflechten. Der kleine Schmerzenreich aber mußte jedem ein kleines Andenken mitgeben; kein Kind wurde unbeschont entlassen.

Wenn dann die Leute aus dem Zimmer der Gräfin herabkamen, wollten sie auch noch den Golo sehen. Das Blutgericht hatte ihn zum Tode verurteilt, doch der Graf hatte auf die herzliche Fürbitte seiner frommen Gemahlin das Urteil gemildert und in eine lebenslängliche Gefängnisstrafe verwandelt. Der Kerkermeister, der den Leuten den Golo zeigen mußte, pflegte zu sagen: „Kommt nur mit! Da droben im Zimmer der Gräfin habt ihr ein Bild der Unschuld und Tugend gesehen, hier unten im Gefängnis könnt ihr das Bild der Sünde und des Lasters sehen. Er stieg dann mit dem Volle die enge, steinerne Wendeltreppe hinab, schloß die

schwere, eiserne Türe auf und leuchtete mit seiner Laterne hinein. Golo war schrecklich anzusehen, er hatte einen langen, struppigen Bart und die Haare hingen ihm wild und zerstreut über die Stirne herunter. Sein Gesicht war bleich wie Wachs und seine schwarzen, funkelnden Augen blödten scheu umher. Zuweilen benahm er sich wie wahnsinnig, schüttelte seine eisernen Ketten und schrie den Leuten zu: „So bringt man euch einmal! Nicht wahr, ihr habt auch die böse Lust genossen und die Unschuld verführt? Wie, lasst mich eure Hände sehen, ob nicht die Tränen einer unglücklichen Mutter daran kleben oder gar das Blut eines armen Kindes! — Ihr zeigt sie nicht? Gut, jetzt weiß ich's; ihr seid Verbrecher wie ich! Kommt nur herein zu mir; seht, da ist künftig euer Platz, hier an meiner Seite!“ —

Entsetzt wandten sich die Leute von dannen und mancher sagte: „Lieber wollte ich mich wie die unschuldige Genovefa im Walde von Wurzeln und Kräutern nähren, als mit diesem Golo zuerst im gräflichen Schlosse im Leb-
fluß leben und dann ein solches Ende nehmen und zeitlebens solch' schreckliche Gewissensqualen er-
dulden.“ —

Zuguterletzt wollten die Kinder, wie sie nun einmal sind, auch noch die Hirschkuh sehen. Der Graf hatte ihr einen schönen Stall bauen lassen. Sie lief frei in dem Schloßhofe herum, ja sie kam wohl auch in das Schloß und die Stiege herauf bis vor Genovefas Zimmer und war da nicht wegzu bringen, bis man sie auf einige Augenblicke hineingelassen hatte. Sie war sehr zutraulich gegen alle Leute und fraß ihnen aus der Hand. Namentlich die Kinder hatten große Freude an dem schönen Tiere, gaben ihm Brot und streichelten es. Die Mütter aber pflegten zu sagen: „Seht, wenn dieses Tier nicht gewesen wäre, so wären unsere gute Gräfin und der liebe junge Graf in der Wildnis umgekommen. Darum sollte man kein Tier plagen, sondern auch gegen sie freundlich und liebenvoll sein.“ —

Draußen in der Wildnis ließ der Graf auf Genovefas Bitten eine Einsiedelei anlegen. Rechts neben die Höhle kam die Kapelle zu stehen. Der fromme Bischof Hildolf weihte sie ein, und das Volk nannte sie Frauenkirche. Auf der andern Seite war die Zelle des Einsiedlers, nebst einem zierlichen Gärtchen, durch das die Quelle floß. Viele Menschen pilgerten in der Folge dorthin, und der freundliche Einsiedler zeigte ihnen dann die Höhle, den Stein, auf dem Genovefa gefniet und die Quelle, aus der sie getrunken hatte, erzählte vieles von ihrer Geschichte und ermahnte groß und klein, ihrem Beispiel zu folgen.

Wielange Genovefa noch gelebt, ist nicht genau bekannt. Bei ihrem Leichenbegängniß fand sich eine unzählige Menge Volkes ein; alle weinten ihr heiße Tränen nach, die heifsten aber Graf Siegfried und ihr Sohn Schmerzenreich. Die treue Hirschkuh aber legte sich auf ihr Grab und wach nicht mehr davon; sie rührte auch kein Futter mehr an, bis man sie eines Morgens auf dem Grabe tot fand. Der Graf ließ Genovefa ein



Die Geburt Jesu.

prächtiges Grabmal aus weißem Marmor errichten, auf dem unterhalb auch die treue Hirschkuh in Stein ausgehauen war. —

Seitdem sind viele Jahrhunderte verstrichen. Siegfriedsburg ist längst zerfallen, manche suchen ihre Ruinen in der Burg Altsimmern unweit Koblenz. Doch das Gedächtnis an die treue Gräfin und ihre merkwürdigen Lebensschicksale lebt im Volke fort und bis auf den heutigen Tag führt manche Frau und Jungfrau ihr zu Ehren den schönen Namen „Genovefa.“

Das ewige Bäumlein.

Horch — Welch ein jauhzend' Klingen
Hinwandert durch die Nacht . . .
Die jungen Stimmen singen:
„Ein Kindlein hat uns Heil gebracht,
Da wir im Dunkel gingen!“

Mit gold'ner Zier behangen,
Mit Flämmchen überdeckt,
Viel grüne Bäume prangen —
Der Engel, der sie angefecht,
Ist still davongegangen.

Doch sieh, aus jedem Zimmer
Bricht nun der Kerzenschein!
Der lieben Sternlein glimmen
Am Himmel kann nicht blauer sein
Als all der Glanz und Schimmer.

Was siehst du vor Beschwerden,
Mein Herz, das Leuchten nicht?
Auch dir ist ob der Erden
Ein Weihnachtstäumlein ausgericht,
Das strahlt gar hell mit liebem Licht,
Wenn einst die große Nacht anbricht
Und eines Engels Stimme spricht:
„Du sollst nicht bange werden!“

Anna Ritter.

Gehet zu Joseph!

Ein Verwalter in einem deutschen Hauptzollamt schreibt: „Infolge der Kriegsereignisse hatte ich anfangs August in meiner Amtskasse ein Defizit von vielen hundert Mark konstatiert, das ich volle zehn Tage hindurch nicht aufklären konnte. Das weitere Unglück bestand darin, daß ich bei diesen Kriegszeiten nur unter großem Verlust hätte Geld aufstreben können. Schon wollte ich alle Hoffnung sinken lassen, als ich mich in meiner Not an den hl. Joseph wandte, der mich noch nie verlassen hat. Ueberdies versprach ich Veröffentlichung im Vergizmeinnicht und für jeden Monat eine Gabe an die Armen. Siehe, da klärte sich plötzlich das ganze Defizit auf, und meine Amtskasse ist wieder vollständig in Ordnung. Daher rufe ich allen Bedrängten zu: „Gehet zu Joseph! — Ein Pfarrer dankt dem hl. Joseph für gnädige Bewahrung vor Unglück bei einem Kirchenbau und legte gleichzeitig ein größeres Missionsalmozen bei.“

„Ich war in einem Damenschneiderei-Atelier tätig, wo meine Gesundheit schwer zu leiden hatte. Nach vertrauensvoller Anrufung des hl. Joseph erhielt ich ein recht schönes Plätzchen als „Stütze der Hausfrau“, so daß ich infolge der guten Behandlung und Pflege rasch wieder zu Kräften kam. Aus Dank lege ich fünf Frank für die armen Heidenkinder bei. Ich bin durch das Vergizmeinnicht eine treue Verehrerin des hl. Joseph geworden.“ — „Ich litt an so heftigen Zahnschmerzen, daß mir das ganze Gesicht angeschwoll. Nachdem ich eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Antonius sowie fünf Mark Antoniusbrot versprochen hatte, wurde mir die ersehnte Hilfe zuteil.“ — Ich bin Student der Theologie. Weil meine Geldmittel zum Studium nicht ausreichten, wandte ich mich an den hl. Joseph und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im Vergizmeinnicht. Schon in den ersten Tagen meiner

Novene zeigte sich mir ein Weg, die nötigen Geldmittel zu erhalten. Dem lieben heiligen Joseph sei dafür offen mein innigster Dank gesagt!“

„Seit Jahren litt ich an heftigen Kopfschmerzen. Ich wandte mich an den heiligen Joseph mit dem Versprechen, im Falle der Besserung ein größeres Missionsalmozen zu geben. Sofort trat Linderung ein, und ich hoffe vom hl. Joseph bald gänzliche Heilung. Veröffentlichung war versprochen; anbei 20 Mark, ein weiterer Betrag wird folgen.“ — „Vor längerer Zeit wurde ich von einem schweren Lungeneiden befallen. Alle Gegenmittel verhagten, meine Eltern und Verwandten hielten mich für verloren, und sogar der Arzt gab die Hoffnung auf. Da betete ich tagtäglich recht innig und vertrauensvoll zum hl. Herzen Jesu, zur lieben Muttergottes und zum hl. Joseph. Bald fühlte ich mich besser, der Blutausswurf blieb aus, und die Genesung schritt ständig voran. Jetzt betete ich zum hl. Joseph um eine gute Stellung, und auch diese meine zweite Bitte wurde erhört. Schon seit einem Jahr habe ich keinen Rückfall mehr gehabt; ich gehe jeden Tag ins Geschäft und fühle mich trotz meiner vielen Arbeit recht wohl.“ — „Unsere Mutter hatte Brustkrebs; der Arzt hielt eine Operation für dringend notwendig, bemerkte aber zugleich, daß dieselbe für die Patientin, die auch herzleidend ist, große Gefahr in sich schließe. Alle in der Nachbarschaft hielten die Frau für verloren, wir selbst waren alle trostlos. Da zeigte uns eine Nachbarin das Vergizmeinnicht mit den vielen Gebetshörungen. Dadurch etwas aufgemuntert, beteten wir recht viel zur lieben Muttergottes, sowie zum hl. Joseph und dem hl. Antonius; auch hielten wir eine Novene, versprachen verschiedene Almosen und wollten fortan das Vergizmeinnicht abonnieren. Unser Vertrauen wurde belohnt. Schon nach drei Wochen konnte die Mutter das Krankenhaus verlassen. Bis hieher hat der Herr geholfen, er wird auch weiter helfen.“

Andere Leser und Leserinnen danken dem hl. Joseph für Hilfe in einer Krankheit, für eine glückliche Operation, für die friedliche Lösung eines Verhältnisses, für die Befahrung eines auf Irrewege geratenen Bruders, für die Heilung eines Blasenleidens, für glücklichen Fortgang in den Studien und die Erlangung einer Lehrstelle, für die Linderung schwerer Brustschmerzen, für die Heilung einer schweren inneren Entzündung, einer schlimmen Wunde an der Hand, eines schlimmen Beinleidens, für Hilfe bei Unglücksfällen im Stall, für die Befreiung von Gewissensängsten usw.

„Züngst befiel mich gegen Abend ein heftiges Fieber, das sich während der Nacht noch bedeutend steigerte. Dazu gesellten sich heftige Kopfschmerzen und ich konnte nur mühsam schlucken. Meine Umgebung fürchtete, es sei Diphtherie, um so mehr, da ich schon zweimal von diesem Uebel ergriffen worden war. In meiner Not wandte ich mich an den hl. Joseph und den hl. Antonius, und versprach ein Missionsalmozen und für unsere Pfarrkirche ein Antoniusbrot, falls die Krankheit in Höhe ohne ärztliche Hilfe behoben würde. Gott sei Dank, in wenigen Tagen war ich, ohne einen Arzt befragt zu haben, wieder hergestellt. Ich beeile mich, hiermit öffentlich meine Dankesschuld abzutragen.“

„Seit mehr als einem Jahr litt ich an einem peinlichen Nervenleiden, das mir die Vorbereitung auf eine Prüfung sehr erschwert. Nun hielt ich eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Antonius und versprach nebst Veröffentlichung im Vergizmeinnicht ein

Missionsalmojen. Mein Zustand besserte sich seitdem mit jeder Woche, so daß ich die gefürchtete Prüfung recht gut bestand. Den genannten beiden Heiligen sei mein innigster Dank gesagt!" — "Die Hilfe des hl. Joseph ist wunderbar! Mein Bruder fand längere Zeit keine Stellung, was ihn sehr niederrückte. Ohne sein Wissen begann ich eine Novene zum hl. Joseph, von dessen mächtiger Fürbitte ich soviel im Vergißmeinnicht gelesen hatte, und siehe, ein paar Tage darauf bekam mein Bruder eine ihm zusagende Stellung. Er war zu Tränen gerührt, als ich ihm von meiner Novene zum hl. Joseph erzählte. Ich lege fünf Mark als Missionsalmojen bei." —

"Ich fühlte schon längere Zeit Magenschmerzen, so daß der Arzt befürchtete, ich leide an Magengeschwüren. Nach vertrauensvollem Gebet zur lieben Muttergottes und dem hl. Joseph wurde ich von meinem Leiden vollkommen frei. Drum Lob und Dank den beiden Heiligen, die mir so lieblich geholfen haben!" — Eine protestantische Frau fragte uns ihre Not; sie konnte keine Arbeit finden und wurde mit ihren Kindern von ihrem Manne recht hart behan- delt; ferner fragte sie, ob es ihr auch erlaubt sei, die Fürbitte des hl. Antonius anzurufen, von dem ihr eine katholische Frau erzählt habe, die etwas verloren hatte. Meine Tochter schrieb ihr ein Gebet zu Ehren des heil. Antonius auf, daß die Frau jeden Tag zu beten versprach. Kurz darauf kam sie voll Freuden wieder und meldete, der hl. Antonius habe ihr geholfen. Sie habe eine Arbeit bekommen, und auch der Mann sei jetzt gegen sie und die Kinder viel besser; nie mehr werde sie den hl. Antonius vergessen!" —

Andere Berichte lauten: Dank der lieben Muttergottes und dem hl. Joseph für erlangte Hilfe in schwerer Krankheit. (Ein größeres Missionsalmojen liegt bei.) Dank für den Beruf zum hl. Ordensstande, für Hilfe bei einer Nippensellentzündung, für die glückliche Beilegung einer Feindschaft, für die Bewahrung vor einem Prozeß (Taufe eines Heidenkindes auf den Namen Joseph versprochen), für Hilfe bei einem Wohnungswechsel, bei Erbschaftsangelegenheiten (Taufe eines Heidenkindes), für wieder erlangte Gesundheit (Spitze für einen Josephsaltar), für Hilfe in einer Gewissensangelegenheit (Taufe eines Heidenkindes auf den Namen "Josephine-Antonie" versprochen), für Bewahrung des bedrohten Familienfriedens, für Hilfe bei einer Gesäßgeschwulst (Taufe eines Heidenkindes auf den Namen "Joseph-Anton" versprochen), für Befreiung von einem langwierigen Ohrenleiden, für glücklichen Vorübergang einer schweren Stunde (35 M. Missionsalmojen), für Befreiung von schwerem Augenleiden (20 M. Almosen), für rasche Heilung der Gesichtszrose (Heidenkind versprochen) usw. usw.

Dem hl. Herzen Jesu, der lieben Muttergottes und dem guten hl. Joseph herzlichen Dank für ein gutbe- standenes, schweres Examen!" — "Dank dem hl. Herzen Jesu, u. L. Frau von der immerwährenden Hilfe, dem

hl. Joseph, dem hl. Antonius und den vierzehn Nothelfern für den glücklichen Verlauf einer schweren Operation und die Erlangung des Seelenfriedens. Ich hatte versprochen, jedes Jahr in der Mariannhiller Mission ein Heidenkind taufen zu lassen, sowie die Herz-Jesu-Feiern mit Empfang der hl. Sakramente zu feiern."

— "Nach einer Novene zur lieben Muttergottes und dem hl. Joseph ist mein Mann wie umgewandelt; er geht wieder fleißig in die Kirche, und in unserm Hause herrscht der schönste Friede. Ich selbst wurde ohne ärztliche Hilfe von einer Krankheit befreit. Aus Dank will ich ein Heidenkind auf den Namen "Juliana" taufen lassen; später will ich ein zweites kaufen, das den Namen "Anna" bekommen soll." — "Unser Sohn, ein gut talentierter Student, war durch böse Kameraden auf Abwege geraten und verlor zu unserm großen Kummer die Freude zu allem Guten und zum Studium. Nach vertrauensvollem Gebet zum göttlichen Herzen Jesu, der lieben Muttergottes und zum hl. Joseph bekam er einen neuen, besseren Sinn, und arbeitet jetzt sehr fleißig zu unserer und seiner Lehrer Freude. Aus Dank lege ich ein kleines Missionsalmojen bei."

— "In einer peinlichen Wohnungsangelegenheit hat uns der hl. Joseph in höchst auffallender Weise geholfen."

Wir hatten in unserer Mission zu Neilands drei Lehramts-Kandidaten," schrieb eine Missionschwester vom kostbaren Blut; "einer derselben war wegen Kranklichkeit besonders schwach. Ich wünschte aber, daß alle die Prüfung bestehen möchten, da unsere Schule

in Mitte vieler protestantischen Schulen die einzige katholische ist und weil man nur allzu gern die Katholiken als inferior hinstellt. Namentlich betete ich zum göttlichen Herzen Jesu und zur lieben Muttergottes; nicht ohne Erfolg, denn alle drei haben die Prüfung glücklich bestanden."

Den Schluß für diesmal bildet der Brief einer Jungfrau, der einen sehr beherzigenswerten Gedanken für alle jene enthält, die in ihren Gebeten um ein zeitliches Gut keine Erhörung finden. Sie schreibt: "Es stand eine Arbeitsstelle offen, für die ich große Lust hatte. Ich wollte mich darum bewerben in der Abicht, alles, was ich vom Verdienst erübrigte, der Mission zusammen zu lassen. Leider bildete meine schwache Gesundheit ein Hindernis bei der Bewerbung. Ich betete viel zum hl. Joseph um Hebung meines Leidens; umsonst, das Uebel blieb; dagegen wurde mir klar, mein Kreuz würde mir vom lieben Gott auferlegt und wenn ich es in Geduld trage und für die Mission aufopfere, so habe das einen größeren Wert als zeitliches Almosen. Dieser Gedanke tröstete mich sehr und gab mir großen inneren Frieden."

St. Antonius hat geholfen.

"Vor einiger Zeit verlor ich eine mir anvertraute, sehr wertvolle Handarbeit, die an einem bestimmten Tag abgeliefert werden sollte. Trotz alles

Wer hat Lust, in die Mariannhiller Mission einzutreten?

Gesunde, kräftige junge Leute, welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Mariannhiller Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmchein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis des Seelsorgers und eventuelle Arbeits- und Studienzeugnisse.

Suchens und Nachforschens konnte ich nichts ausfindig machen. Nun wandte ich mich an den hl. Antonius und den hl. Joseph mit dem Versprechen der Veröffentlichung, falls ich die Sache wieder finden würde. Schon am folgenden Tag hellte sich die Sache auf und bald kam der verlorenglaubte Gegenstand wieder zum Vorschein." — "Ich verlor einen Bund Schlüssel, was mich in große Verlegenheit brachte. Nach frommer Anrufung des hl. Antonius fand ihn meine Frau wieder nach zwei Tagen, weshalb ich meinem Versprechen genäß dem genannten Heiligen öffentlich danke und 3 M Antoniusbrot beilege." — "Anfangs dieses Jahres erkrankte ich an Blindarmenzündung; ich empfahl mich der Fürbitte des hl. Antonius und versprach es im 'Vergißmeinnicht' zu veröffentlichen, falls ich ohne Operation gefundene. St. Antonius hat geholfen, ihm sei Dank. Jos. Weber, Lehrer in Attendorn. (Gleichen Dank schulde ich dem hl. Joseph, den ich in genannter Sache ebenfalls um seinen Schutz angerufen hatte.)"

"Ich hatte eine goldene Uhr nebst Kette, ein mir recht teures Andenken, verlegt und konnte sie trotz aller Bemühung nicht mehr finden. Nun begann ich eine Novene zu Ehren der beiden Heiligen Joseph und Antonius, und noch vor Beendigung der Novene fand ich den genannten Gegenstand wieder. Lege zum Dank 5 M Antoniusbrot für die Mission bei. Veröffentlichung war versprochen." — "Dem hl. Antonius sei tausendfacher Dank gesagt, daß ich ohne Verdrüß mein abhandengekommenes Geld wieder bekommen habe. Ich übersende 10 M Antoniusbrot." — "Vor kurzem hatte sich in meiner Kasse ein ziemlich bedeutendes Manko herausgestellt. Es war nicht meine Schuld, sondern die des Rechners, der mich zu kontrollieren hat. Tagelang rechneten wir zusammen nach, doch ohne allen Erfolg. Nun nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antonius und zum hl. Joseph, und versprach Almosen nebst der Veröffentlichung im 'Vergißmeinnicht'. Das hofft; bald darauf stellte sich der Rechnungsfehler heraus, und die Sache war erledigt."

"In einem schweren Anliegen nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antonius, hielt eine Novene und versprach nebst Veröffentlichung im 'Vergißmeinnicht' ein Heidentind anzufauen. Mein Gebet wurde erhört, und ich sage dem lieben hl. Antonius öffentlich meinen innigsten Dank." — "Zwischen Weihnachten und Ostern wurde uns eine Uhr samt Kette, dann zwölf Kronen, und hierauf eine zweite Uhr nebst Kette gestohlen. Ich wandte mich an die beiden Heiligen Joseph und Antonius. Eine Uhr und Kette liegt schon bei Gericht und ich hoffe auch noch alles übrige zu erhalten." — "Ich war in schwerer Sorge wegen Geldverlegenheit, wandte mich vertrauensvoll an den hl. Antonius um Hilfe, es ganz ihm überlassend, wie und wann er mir helfen wolle, und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im 'Vergißmeinnicht'. Der liebe Heilige ließ mich nicht lange warten; in wenigen Tagen war alles geregelt. Ich kann dem heiligen Joseph, der mir schon oft geholfen, nicht genug danken."

Eine Weihnachtserzählung.

Von B. L. Lehrerin.

Weihnachtsabend.

Den ganzen Tagen über hatte es geschneit, und noch dauerte er fort, der dichte Flockenregen, ein weihnachtliches Gewand für die schlummernde Erde webend. Der

Winter meinte es gut heute; es sollte ein echtes, weißes Christfest werden.

Weihnachten! Wie ein beseligender Zauber, ein leises, geheimnisvolles Ahnen geht es durch die Natur, durch jedes Menschenherz. — Doch nein — nicht immer und überall wirkt dieses Wortes Zauberkraft.

Weit in der Vorstadt draußen, in einem armeligen Dachkämmerlein, gibt es keinen Weihnachtss Jubel, keine Weihnachtsfreude.

In einem ärmlichen Stübchen arbeitet eine blonde, junge Frau an einer Näharbeit. Ein trübes Lampenlicht erhellt nur spärlich den kleinen Raum. In der kalten Ofenecke sitzen zwei kleine Wesen, ein Mädchen von kaum sechs Jahren und ein kleinerer Knabe. Mager und hungrig schauen die traurigen Auglein drein. Diese armen Kinder kennen keine Freude, besonders keine Weihnachtsfreude. Weihnacht — Krippe — Christbaum — das geschlossene Zimmer, in dem Weihnachtseigel und Christkindlein ihre Schätze verbergen — der süße Geruch von Tanne, Lebkuchen, Marzipan und all den schönen Sachen — sind ihnen fremd und unbekannt. Klein-Gretel kannte sie von der Schule her, die sie seit Jahresfrist besuchte und wo sie von dererlei Sachen soviel gehört hatte. — — Saufend fährt der Wind gegen die Fensterscheiben, und bläst mit eiskaltem Hauch durch den Raum.

Aber die kleinen frieren nicht in der kalten Ofenecke, obwohl sie blaue Wangen und rote Näslein haben. Ihr Herz und Denken ist beim lieben Christkindlein. Darüber werden Hunger und Kälte vergessen.

Emsig näht die arme Frau. Unaufhaltsam rinnen schwere Tränen hernieder, während sie dem unschuldigen Geplauder der Kleinen lauscht.

"Warum ist Christkindlein denn zu anderen Kindern gekommen und nie zu uns?" fragte eben der kleine Bube sein Schwesternlein.

"Es wird heute auch zu uns kommen, wir sind ja immer brav gewesen", bemerkte altselig das kleine Mädchen.

"Das Christkind bringt mir ein Pferd."

"Und mir eine Puppe, und unserer lieben Mutter ein Halstuch und warme Strümpfe, daß sie wieder gesund wird und nimmer friert."

Das unschuldige Geplauder schnitt der armen Mutter ins Herz. Sie hatte ja nichts, auch gar nichts, was sie den Kindern hätte schenken können.

"Zinnioldaten und ein Pferd", singt der kleine Knabe wieder an, hielt aber jogleich inne, als ihm Schwesternlein ins Ohr flüsterte: "Mutter weint!"

Die armen Kleinen hatten in jüngster Zeit so viel Trauern gehört, so viel Tränen gesehen, daß sie nicht allzusehr darüber erschraken, aber sie schwiegen still und zogen sich alle ins Ofenwinkelchen zurück.

Eine Weile verhielten sich die beiden Geschwister mäuschenstille. Offenbar erwarteten sie die Ankunft des lieben Christkindleins.

"Es kommt aber lange nicht," seufzte der kleine Knabe.

"Zuerst muß es zu reichen Kindern gehen und dann kommt es zu uns," belehrte ihn das Mädchen, "heute wird es sicher auch zu uns kommen."

Da fiel der Reif.

"Christkindlein wird nicht kommen. Ihr wißt, ich habe kein Geld, um Brot und Holz zu kaufen... seid artig und brav... vielleicht kommt es ein andermal," würgte die gequälte Frau hervor.

Ihr habt sie nicht gesehen, die armen, kleinen

Wesen mit den blassen, schmalen Wangen, denen die Augen so trüb und traurig wurden, als es hieß: „Christkindlein wird heute nicht zu euch kommen.“

Wußt ihr, wie es um ein Kinderherz steht, in das Trost- und Hoffnungslosigkeit eingezogen sind, das keine Freude kennt?

Arme, arme Kinder! Armes, gequältes Mutterherz!

Kann es denn etwas Traurigeres geben, als an diesem Abend der tiefsten Freude nicht mitfeiern zu dürfen mit all den Millionen fröhlicher Christenherzen, sich nicht mitfreuen zu dürfen aus Schuld des Mannes und Vaters! — — —

Doch horch! Draußen schallt die durchdringende, rauhe Stimme eines betrunknen Mannes. Ein wildes Poltern und Stampfen, plötzlich ein Krach, ein schwerer Fall — — — wie immer, so kam er auch heute, am Heiligen Abend, sinnlos betrunken nach Hause.

Die armen Kinder fliehen in den äußersten Winkel des kleinen Raumes. Verständnislos starren sie auf den Vater, auf sein rotes, gedunsenes Gesicht, die eingekniffenen Augen. Welch ein trauriges Bild: Weihnachtsabend — der Gatte und Vater sinnlos betrunken . . . bittere Kälte, Hunger und Armut . . .

Solche Früchte zeitigt der Alkohol.

* * *

Weihnachtsglockenklang tönt vom nahen Kirchturm. Die arme Frau fährt aus ihrem unruhigen Schlummer auf. Ohne die Ruhe der Kinder und den Schlaf des Mannes zu stören, verläßt sie geräuschlos das Stübchen und geht mit den anderen Hausbewohnern zur Christmesse. Erschöpft sinkt sie in der letzten Bank nieder.

Lichterglanz und Engelsingen! Die müden, traurigen Augen können den leuchtenden Schimmer kaum ertragen. Dazu die schönen Weihnachtslieder! Alles nur Jubel und Freude.

Doch sie denkt an ihre armen Kinder zu Hause — — — und heiße, schwere Tropfen entquellen ihren Augen.

Die letzten Orgeltöne sind verklungen, die Lichter auf dem Altare erloschen; alle Leute haben schon die Kirche verlassen. Endlich tritt auch sie den Heimweg an. — — —

Ob die Kinder schon aufgewacht sind? Doch nein! alles noch still. Da ein Geräusch wie eilige Tritte, Papierknistern; jetzt strahlt heller Kerzenglanz durchs kleine Fenster. Das ist keine Täuschung. Da drinnen bereitet Christkindlein den Weihnachtstisch.

Ein alter Freund der Familie, ein überzeugungstreuer Abstinenzler, war auch in der Christmesse gewesen. Beim Anblick der armen, weinenden Frau fühlte er ein inniges Mitleid. Eifrig ließ er nach Hause, verständigte seine Frau und eilte dann mit ihr hinaus, um noch vor der Rückkehr der Armen den Weihnachtstisch zu schmücken.

Schnell breitete die Frau ein festlich weißes Tuch über den Tisch und legte die in Eile eingepackten Sachen darauf — auch eine Puppe für die kleine Grete und ein Pferd für den Bruder war dabei. Dann behängten sie eifrig ein kleines Tannenbäumchen mit Aepfeln und Nüssen, hängten goldenes Engelhaar darüber und steckten einige Lichtlein auf. Schon strahlten die Lichter, schon rührten sich die Kleinen in ihrem Schlummer — da trat auch die

Mutter ein. Heller erstrahlt der Herzen goldener Schimmer. Da schlagen die Kinder die Augen auf.

„Christkindlein, lieb Christkindlein, bist Du da?“

Und jetzt wird auch im ärmlichen Dachstüblein „Weihnacht“ gefeiert, aber trotz und alledem, eine frohe Weihnacht ist es nicht, kann es nimmer sein, solange noch der Alkohol in der Familie herrscht. *

Ein Jahr später. Abermals ist das Christfest ins Land gezogen. In der Parterrewohnung einer Seitenstraße wurde Weihnachten gefeiert. Auf dem weißgedekten Tische lagen nüßliche, schöne Sachen: Bücher, Kleider, Spielzeuge usw. ausgebreitet. In der Mitte aber prangte eine schöne, dunkle Tanne, in deren Zweigen rotwangige Aepfeli, goldene Nüsse und Marzipanstückchen hingen, zwischen denen wiederum zahllose Wachslichtlein schimmernten und strahlten.

Vor dem Tische stand ein noch verhältnismäßig junger Mann mit ernstfreudlichem Gesichte, eine zarte, junge Frau lehnte sich gegen seine Schulter und ließ den Blick zärtlich nach den Kindern hin schweifen, die, von der Freude der Christbescherung völlig hingerissen, starr und unbeweglich standen.

Die glücklichen Menschen im gemütlich warmen Zimmer waren . . . jene armen, unglücklichen Wesen aus dem Dachkämmerlein in der Vorstadt draußen.

Bald nach jenem traurigen Weihnachtstag hatte der Mann mit seinem früheren Leben gebrochen. Sein alter Freund hatte ihn offen und derb auf sein elendes Treiben hingewiesen, ihm klar den abschüssigen Weg gezeigt, den er bisher gewandelt. Allmählich hatte er ihn auf die Abstinenz vorbereitet und ihm endlich das Versprechen abgewonnen, nie mehr einen Tropfen Alkohol zu trinken. Seitdem lebte er, nahezu $\frac{3}{4}$ Jahr, vollständig abstinenz. Alles, was er der Flasche, dem Trunke, geopfert, hatte er zurückgeworfen: sich selbst, sein und seiner Familie Glück und Frieden. Wie ganz anders sah es doch aus, seitdem die Abstinenz ihren Einzug gehalten hatte. Friede und Eintracht, Glück und Freude waren wieder dort eingezogen, wo sie so lange ihre Heimstätte verloren hatten.

Voll Rührung umarmte der Mann jetzt seine blonde Frau.

„Hörst, heute verspreche ich es Dir nochmals, nie, nie mehr im Leben trinke ich einen Tropfen Alkohol.“

Lange und innig schauten sie einander an, dann lehnte sie ihren Kopf gegen seine Schulter und weinte — — — Freudentränen.

Und draußen klangen die Weihnachtsglocken.

Weihnachten in Bethlehem.

Gewiß hört jedermann gern davon berichten, wie die hl. Weihnachtszeit am Orte der Geburt unseres Heilandes, nämlich in Bethlehem selbst, gefeiert wird.

In der Mitternacht, zu der Stunde, in der das ewige Heil ist Mensch geworden, beginnt das feierliche Hochamt. Dasselbe wird gefeiert in der großen Kirche, welche über der Grotte erbaut ist, in welcher Jesus Christus geboren, am Hochaltar. Hinter demselben, rechts und links, geht es auf Treppen hinunter zu dem eigentlichen Heiligtum, zur Geburtsstätte des Herrn. Hier hinunter schreitet nun der Chor der Priester und Mönche, dann die übrigen Personen, so weit der Raum reicht. Alle Mitglieder der Prozession tragen brennende Kerzen.

Das rührendste dabei ist: Der Zelebrant trägt ein kleines Jesuskind, das anmutig geformte Bild des göttlichen Kindes, in den Händen. Er schreitet so gläubig, so gesammelt und andachtsvoll einher, gleich als trüge er wirklich in seinen Händen statt des Bildes das Jesuskind selbst.

Endlich ist man bei der Stätte der Geburt angekommen. Eine Marmorplatte bedeckt den Boden. Ein aus vergoldetem Silber geformter, früherhin von den kostbarsten Edelsteinen gezielter und mit silbernen, jetzt eisernen Nageln angehefteter Stern von ungefähr ein und einhalb Fuß Durchmesser zierte die Mitte des Steines. Innerhalb dieses Sternes ist die Platte ausgehöhlt und ein kleiner, runder grünlicher Stein eingesetzt, damit er den Ort bezeichne, wohin das göttliche Kind zuerst soll hingelegt worden sein. Um den Stern liest man in lateinischer Schrift die Worte: „Hie de virgine Maria Jesus Christus natus est.“ Hier ward von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren. Tag und Nacht leuchten über dieser geheimnisvollen Stätte 16 vergoldete silberne Lampen. Wenn die Prozession an dieser hl. Stätte angelangt ist, wird von den Diaconen das Festevangelium von der Geburt des Welt-erlösers feierlich gesungen. Wenn der singende Levit in dem Evangelium zu den Worten kommt: „Und sie gebar ihren Sohn“, so nimmt er das Kind aus den Händen des Zelebranten und legt es ehrfurchtsvoll unter den Altar, an die Stelle der Inschrift, an den Ort der wirklichen Geburt. Alsdann wird weiter gesungen: „Und sie wickelte ihn in Windeln.“ Bei diesen Worten hüllt der Evangelist das Kind in weiße Windeln ein, singt hierauf den Text des Evangeliums weiter, und bei den Worten: „Sie legte ihn in eine Krippe“, nimmt er das eingewickelte Kind wieder heraus und trägt es von der Stätte der Geburt einige Schritte an den Ort, wo die Krippe gestanden haben soll. Alle Ceremonien werden bei geräuschloser Stille und allgemeiner Aufmerksamkeit vollzogen, daß man glaubt, die heilige Nacht sei wirklich wiedergekehrt, das wahre göttliche Jesuskind sei wieder in der Krippe niedergelegt worden.

Nachdem das Bild des göttlichen Kindes in der Krippe zur beständigen Verehrung der Gläubigen niedergelegt ist, kehrt die Prozession in die Kirche und Sakristei zurück, und damit ist die feierliche Handlung gegen 3 Uhr morgens beischlossen. Die Geburthöhle selbst bleibt stets mit Andächtigen gefüllt, und auf allen Gesichtern ist das Lied der Engel zu lesen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“

Horch!

Das Christkind steht im Garten,
Tut frierend auf euch warten,
Steht da in Harm und Leide;
Die Not ist sein Geschmeide.

Das Christkind sind wir Armen,
Ach, habt mit uns Erbarmen!
Wollt hulbreich uns bedenken,
Gott wird euch Frieden schenken.

Briefkasten.

Leonberg: Beitrag dankend erhalten.
Würzburg: Beitrag für 1 Heidentind zum Dank für Erhörung in einem Anliegen erhalten.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Ueberreinkunft jedoch gerne gestattet.

Berantwortlicher Redakteur Georg Kropf in Würzburg. — Druck und Verlag der Frankischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

Lippspringe: 21 Ml. für ein Heidentind dhd. erhalten.

Ö. H. in Ö.: 10 Ml. dhd. erhalten.

R. H. L.: 25 Ml. dhd. erhalten.

Frl. Kl. H.: Beitrag zum Dank für Erhörung bei Halsleiden erhalten.

Hochheim: Beitrag für ein Heidentind Josef erhalten.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen

wurden uns vom 15. Sept. bis 15. Okt. I. J. zugesandt aus:

R. J., Arnshofen, Leonberg, Leichau, Wagsburg, Haunberg, Landshut, Würzburg, Offenburg, Bissingen, Dörnthal, Greußenheim, Augsburg, Steinhausen, Esendorf, Kürnach, München, Speyer, Erfurt, Wasserburg, Haisterkirch, Speyer, Brannenburg, Theilheim, Gögling, Oberurzel, Wagsburg, Amorbach, Niederviehbach, Herbertingen, Bissingen, Steinwiesen, Witterda, Böhringen, Kaiserslautern, Büchenau, Hachingen, Regensburg, Dingsheim, Aufheim, Würzburg, Kleinfelden, Reuterswiesen, Perach, Moßbach, Milchenbach, Dittwar, Telgte, Altenendorf, Gleiwitz, Höchstädt a. M., Dittlage, Grevenbroich, Telgte, Broddorf, Altenessen, Rhede, Türrich, Birlen, Naunheim, Hörde, Hüfeswagen, Köln, Hasselweih, Niedersorbsbach, Eßlen, Giesenkirchen, Süchteln, Neuenkirchen, Schledehausen, Würtinghausen, Düsseldorf, Giesenkirchen, Wiedenfeld, Warendorf, Ochtrup, Brand, Eichweiler, Brummersdorf, Eidenborn, Frohnhof, Bergen, Haunen, Münster, Emmerich, Ochtrup, Hed, Saarwellingen, Reinig, Wattencheid, Werl, Weyer-O.-De., Wien, Feldbach, Marburg a. Drau, Kramskach-Tirol, Hagenau-O.-De., Radmer b. Hieslau, Temesgarmata-Ungarn, Winn, Kumpitz-Johndorf, Nemetharof-Ungarn, Bacsfa-Ung., Dornbirn-Borlberg, Czernowitz-Währen, Ebensee-O.-De., Volders, Graz, Weng b. Altheim, Ybbs a. d. Donau, Zeltweg, Hard-Ziller-ital (Tirol), Mödling.

Memento.

Zugesandt vom 15. 15. Sept. bis Okt. I. J.

Bei unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leiter empfohlen:

Josef Bayer, Großenhees. Frz. Jan. Spießberger, Würzburg. Otto Weiß, Reuth. Paula Weitrich, Neunkirchen. Theresia Spirz, Kollnau. Valentin Müller, R. Anna Walter, Wimmelbach. Georg Kestler, Würzburg. Gretchen Göß, Würzburg. Simon Rosenbaum, Calmar-Howa. Franz Markt, Lancaster-N.-Y. Bernardine Wuwenete, Ludwina Weizer und Luita Helbrog, Cincinnati-Ohio. Barbara Fidler, Albany-N.-Y. Martina Dorstel, Brooklyn-N.-Y. Clara Eßer, Cherokee-Town. Friedrich Wirk, Columbus-Ohio. Simon Federhofer, St. Louis-Mo. Adolf Bachhofer, Berona-Mo. H. Rademacher, Bochum. Agnes Meenig, geb. Reuter, Nachen. Anna Greive, Hüfeswagen. Maria Wehrfritz, Limburg. Hubert Meier, Wolseifen. Malwine Menne, Bömmen. Wilhelm August Kemperz, Mennerath. Josef Augstein, Lorchhausen. Johannes Heine, Hattingen. Johann Böen, Benn. Elie Schwert, Münster. Heinrich Knobe, Heusweiler. Johanna Riepens, Kerpenheim. Maria Pürstinger, Wartberg a. Krems. Dr. Kaspar Kohler, Kremsbach-Vorarlberg. Anna Dorer, Virgen-Tirol. Wm. Karolina Martina, St. Ulrich i. Gröden. Johann Zarl, Amstetten, N.-De. Maria Hablitzel, Pozsony-Ungarn. Katharina Immlinger, Kematen a. Krems. H. J. Wolf, Krems a. Donau. Mina Eisinger, Veronika Uettinger, Stetten-Kath. Webner, Würzburg. Johann Maier, Gais. Pfarrer Joh. Meß, Neudenau. Theresia Ebert und Marg. Spieß, Oberlauda. Sulanna Fechner und Philipp Kirchhofer, Obergrombach. Anna M. Martin, Eltmann. Franz Anton Beßler, Hindelang.

Im Kriege gefallen: Johann Haberkorn, Großenhees. Christian Romstädter, Saaldorf. Johann Nagel, Herzogenaurach. Wilhelm Frank, Schelklingen. Andreas Nadel, Sonnthal. Johann Strasser, Fuchsstadt. Ludwig Rauscheder, Reischach. Fidor Öblinger, Leutnant d. R., Augsburg. Martin Hörmann, Unterwittelsbach. Karl Sorg, Kronheim. Max Rieß, Würzburg.

Redaktionschluss am 15. Oktober 1914.

